

Vergißeinnicht 1914

11 (1914)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

32. Jahrgang.
Nr. 11.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
November 1914.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Fleißige Leute.

(Eine Gefe in der Kinderbewahranstalt zu Lourdes in der Kapfsonie.)

Zu den Toten will ich geh'n.

Zu den Toten will ich geh'n,
Will an Gräbern weinen,
Wo Hyppsenwipfel weh'n
Ueber grauen Steinen.
Will ins Land der Ewigkeit
Still hinunterlauschen,
Wo durch heil'ge Einsamkeit
Tiefe Wasser rauschen.

Zu den Toten will ich geh'n,
In des Friedhofs Schweigen,
Wo sich Engel ungefeh'n
Auf die Gräber neigen.
Will an der Vergangnen Leid
Stillen meine Trauer,
Lenken nach der Ewigkeit
Meiner Sehnsucht Schauer.

Zu den Toten will ich geh'n,
Wo am Grab der Lieben
Vom Erblühen und Vergeh'n
Steht das Wort geschrieben.
Will aus meiner Seele weit
Irdisches entfernen,
Aus dem Buch der Ewigkeit
Lebensweisheit lernen.

Wolfgang Hupf.

Der Mariannhiller Meßbund.

Das heilige Meßopfer erfreut Himmel und Erde, und keine menschliche Zunge vermag auszusprechen, welche überreiche Gnadenfrüchte und Segnungen uns durch dieses hochheilige Opfer zukommen. Erklärt doch der hl. Kirchenrat von Trient selber, daß von den Christgläubigen kein anderes so heiliges und göttliches Werk verrichtet werden kann. Wie die Sonne an Glanz und Pracht alle Planeten übertrifft und der Erde mehr nützt, als alle Sterne zusammen genommen, so übertrifft der Wert einer einzigen hl. Messe alle sonstigen guten Werke an Würde und Nutzen.

Durch das heilige Meßopfer verehren wir Gott und seine Heiligen auf die vollkommenste Weise, tilgen läßliche Sünden und zeitliche Sündenstrafen, erlösen Glück und Segen für unsere Arbeiten und Unternehmungen, erlangen Kraft und Stärke gegen alle Versuchungen und die Gnade einer glückseligen Sterbestunde. Durch die Aufopferung der heiligen Messe können wir auch für andere unendlich viel Gutes tun, für unsere Angehörigen und all jene, die uns nahe stehen, für Lebende und Abgestorbene, kurz, jedes Gut und jegliche Gnade können wir durch das hl. Meßopfer erlangen.

Du sagst vielleicht: „O wie gerne wollte ich täglich der hl. Messe beizuwohnen, allein ich finde dazu an Werttagen keine Zeit, bin krank und sonstwie verhindert.“ Mag sein, allein was hindert dich, unserm Meßbund beizutreten? Da werden in der Klosterkirche zu Mariannhill täglich für alle Mitglieder zwei hl. Messen gelesen, die eine zu Ehren der allerseligsten Jungfrau für die Lebenden, die andere für die Verstorbenen und zwar jahraus, jahrein, solange das Kloster und die Mariannhiller Mission bestehen wird.

Der genannte Meßbund erhielt nicht nur die Genehmigung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delafie O. M. J., des Apostolischen Vikars von Natal, sondern auch die des Heiligen Vaters, Papst Pius X. Aufnahmefähig in diesen Bund ist jeder katholische Christ; die einzige Bedingung ist die Eintragung des betreffenden Namens in das Meßbunds-Verzeichnis, sowie die einmalige (nicht jährliche) Einrichtung eines bescheidenen Missionsalmosens im Betrage von mindestens einer Mark (bzw. einer Krone). Auch Kinder und Verstorbene können in das Verzeichnis eingetragen werden.

Wer sollte nicht mit Freuden eine solch' günstige Gelegenheit benützen? Geliebter Leser, du hast vielleicht in deinem Leben schon manche Auslage gemacht für Dinge, welche dir wenig Gewinn einbrachten, solltest du dich nicht entschließen können, einmal ein kleines materielles Opfer zu bringen für eine Sache, welche dir den Segen des Himmels im reichsten Maße sichert für Zeit und Ewigkeit? Welch ein tröstliches Bewußtsein, wenn ich mir sagen kann: „Heute wird für mich in einer Klosterkirche die hl. Messe gelesen, allerdings nicht für mich allein, sondern für sämtliche Mitglieder unseres Meßbundes, allein ich bin miteingeschlossen, heute und morgen und alle Tage meines Lebens; ja sogar nach meinem Tode werde ich noch tagtäglich meinen Anteil an all diesen heiligen Messen haben!“

Es gibt frommgläubige Eltern, die auch alle ihre Kinder in diesen Meßbund aufnehmen lassen, und ich wüßte wahrlich nicht, wie sie in besserer Weise für deren zeitliches und ewiges Heil sorgen könnten. In einer Familie ist ein Kind krank; Arzt und Apotheke haben schon viel gekostet, der Erfolg war gering. Versuche es einmal, laß das Kind in den mehrerwähnten Meßbund aufnehmen; vielleicht schenkt ihm dann der himmlische Arzt die Gesundheit wieder. Oder ein Sohn, eine Tochter weilt in der Fremde, ist da mancherlei sittlichen Gefahren ausgesetzt oder hat vielleicht gar schon den Glauben verloren oder moralischen Schiffbruch gelitten. Du bist ratlos, wie du einem solchen Uebel steuern sollst. Laß deinen Sohn, deine Tochter in den Mariannhiller Meßbund eintragen! Sollte es deinem Kinde nicht reichen Gewinn bringen, wenn Tag für Tag im heiligen Meßopfer Gottes Huld und Segen auf dasselbe herabgerufen wird? —

Vielleicht ist eine Person, die dir sehr nahe stand, gestorben. Du fürchtest, sie möchte etwa im Fegfeuer noch zu leiden haben und wolltest ihr gerne helfen. Auch hier sage ich: es gibt zwar verschiedene Mittel, um den armen Seelen zu Hilfe zu kommen, doch keines ist nach der ausdrücklichen Erklärung unserer heiligen Kirche so kräftig und wirksam wie das hl. Meßopfer. Laß also den Namen der betreffenden Seele in unsern Meßbund eintragen, das bringt ihr ungleich größeren Nutzen und Trost als alles übrige, was du sonst für sie tun magst. Die Aufnahme in den Mariannhiller Meßbund kann teils direkt bei unserer Missionsvertretung geschehen,

teils durch unsere Förderer und Förderinnen, die wir eigens mit diesem frommen Werke betraut und nach Vorschrift legitimiert haben.

Unsere Hindumission in Rooi Kopjes (St. Thomas).

(Mit 6 Bildern Seite 243, 244, 245, 246, 247, 249.)
(Fortsetzung.)

3. Wie heiratet der Hindu?

§. — Der Hindu darf nur innerhalb seiner Kaste heiraten. Aus der Kaste heraus heiraten ist streng verpönt und wird vom Maharadsch (Oberpriester) geradezu als Sünde erklärt, welche die Ausstoßung aus

legen neue Kleider an. Die zukünftigen Schwäger legen dem Bräutigam eine bunte Krone aufs Haupt. Der Bräutigam macht sich bereit, zum Hause der Braut zu fahren. Die Feier beginnt nach Sonnenuntergang. Europäer werden äußerst selten zu solchen Hochzeitsfeiern zugelassen. Im Nachfolgenden sei jedoch eine Hochzeit geschildert, welcher ich aus besonderer Gunst inselge Fürsprache unseres indischen Hauptlehrers, Bruder Urban, in Rooi Kopjes als Gast beizuhohn konnte.

Es war schon dunkel am Abend, als wir am Seitenpfad, der zum Hause der Braut führte, anlangten. Hier empfing uns der Onkel der Braut und führte uns durch einen mit vielen Lampions erleuchteten schmalen Weg zum Pavillon vor dem Hause. Wir erhielten eine



Mr. Shorthouse, ein großer Wohltäter unserer Mission, empfängt von den Hindu-Kindern Naturalien (Laba u. c.) als Beitrag zu den Missionskosten. (Die Kinder haben ihn nach indischer Weise mit einer Blumenkette beforiert.)

der Kaste zur Folge hat. Diese Ausstoßung kann nur dadurch rückgängig gemacht werden, daß das Weib zurückgegeben wird.

Die Braut wird stets vom Vater für den Sohn ausgekocht. Diese Auswahl wird bekannt gemacht. Ist von seiten des Maharadsch und der öffentlichen Meinung kein Widerspruch erfolgt, so stimmen beide Väter des Brautpaares zu. Hierdurch sind die Kinder gebunden. Der Tag der Heirat wird vom Maharadsch festgesetzt. Fünf Tage vor der Heirat wird sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams durch Trommel, große Fiedel und Büßelhörner Lärm gemacht. Daran erkennt das Volk, daß die Heirat nahe ist. Während dieser Zeit werden auf dem Wege zum Hause der Braut Triumphbögen gebaut, Lampions aufgehängt und vor dem Hause der Braut wird ein großer mit bunten Fähnchen, Zierat und Lampions behangener Pavillon errichtet. Am Heiratsstage nehmen die Brautleute ein Bad und

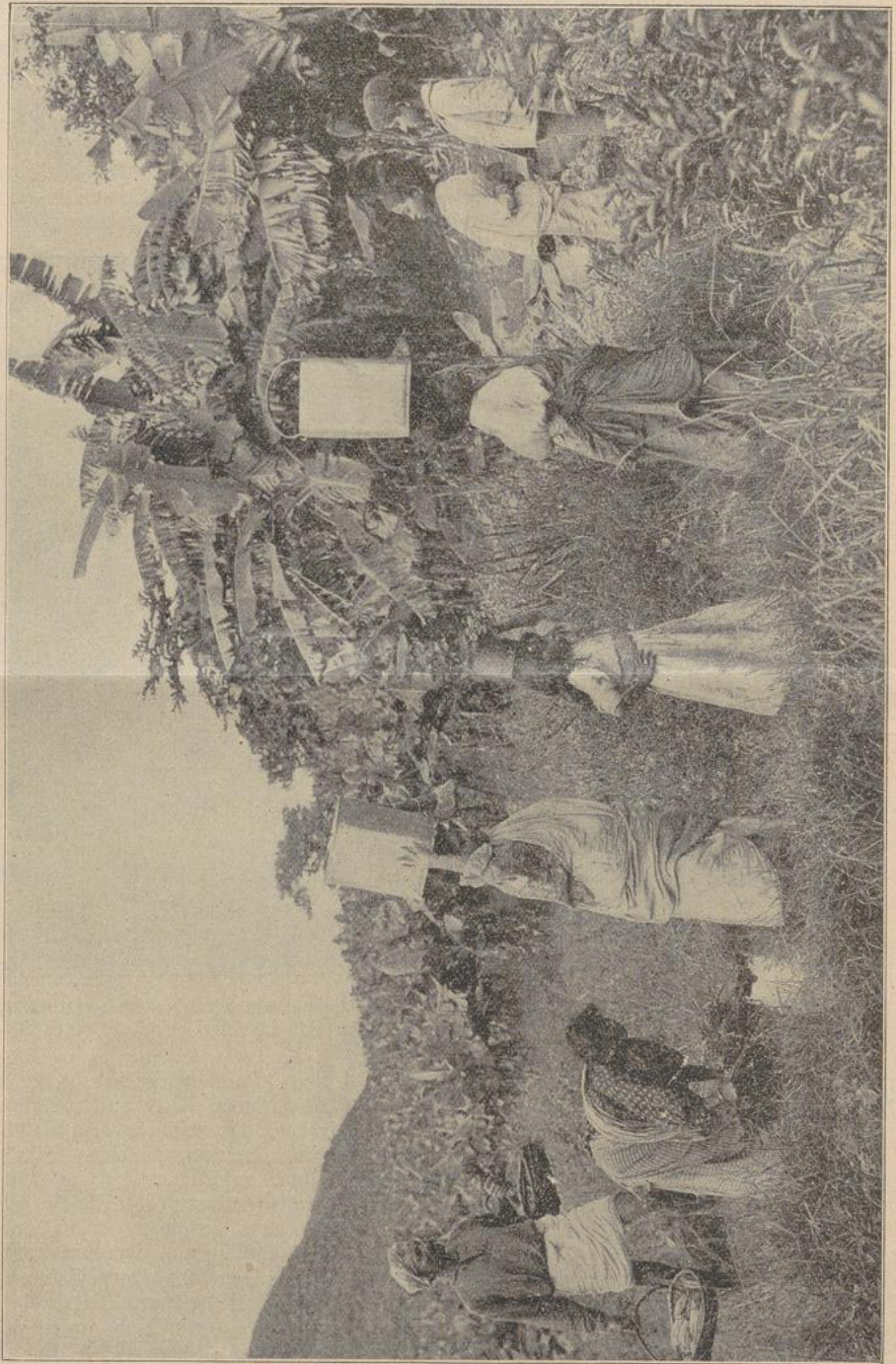
kleine Bank angewiesen in der Nähe des diensttuenden Maharadsch. Viel Volk kauerte ringsum auf dem Erdboden. Mitten unter dem Pavillon war eine Bananenstaude errichtet. Darum herum waren viele Geräte und Dinge aufgestapelt, die zu den unsäglich vielen Zeremonien während der Nacht gebraucht werden sollten. Als wir ankamen, war der Maharadsch, vor dem Pavillon sitzend, schon daran, in singendem Tone aus seinen Sanskritschriften Gebete abzuleiern. Nach jedem Gebete blies ein ministrirender Unterpriester, Taku genannt, einige Male in ein Büßelhorn und kündete dadurch ein neues Gebet an. Der Maharadsch betete nun über ein Gefäß mit Wasser, besprenkte mit diesem Wasser Blumen und streute dieselben in die Hände der Eltern der Braut. Die Eltern warfen diese Blumen in die Luft, fingen sie wieder auf und warfen sie dann an die vor ihnen stehende Bananenstaude. Dann übergab der Maharadsch den Brauteltern je eine Schüssel

Reis, die von diesen vor der Bananenstaude auf die Erde gestreut wurde.

Jetzt ertönten Böllerschüsse und Trommeln, ankündend das Nahen des Bräutigams. Sobald dessen Wagen sich bis auf ein paar hundert Schritte dem Hause der Braut genähert hatte, hielt sein Zug. Drei Tänzer begannen sich in bunte und phantastische Mädchen-Tanzkleider zu werfen; Trommler und Fiedler stimmten ihre Instrumente, wozu sich noch ein Mann mit zwei Schellen als Dritter gesellte. Der Bräutigam selbst bestieg ein Pferd und ritt langsam bis vor das Haus der Braut, während vor ihm Musiker und Tänzer fortwährend tanzten, sangen und musizierten. Dicht vor dem Hause hoben zwei Diener des Maharadsch den Bräutigam vom Pferde, trugen ihn vor den Pavillon und blieben dort mit ihm stehen. Der Bräutigam war in einem bis auf die Füße fallenden gelben Talar gekleidet, den Kopf umhüllte ein Turban von gleicher Farbe und darauf war eine Blumenkrone gestülpt. Künstliche Blumen hingen franzenartig von allen Seiten an der Krone herab, sodaß das Gesicht des Bräutigams nicht zu sehen war.

Nun trat die Brautmutter mit dem Maharadsch, der einen Teller mit roter Schminke parat hielt, vor den Bräutigam. Die Brautmutter tauchte ihren Daumen in die rote Schminke und zeichnete damit scheinrecht über die Stirne des Bräutigams bis zur Nase einen Strich. Während dieser und aller folgenden Zeremonien hielt der Bräutigam ein rotes Tuch vor den Mund. Die Brautmutter salbte dann mit weißer

Schminke aus kostbarem Del die Augenbrauen des Bräutigams. Hierauf präsentierte der Maharadsch einen Teller ungekochten Reis. Die Brautmutter warf dreimal davon eine Handvoll auf die Krone des Bräutigams, die weitere Handvoll schleuderte sie nach allen Seiten



Indische Weiber arbeiten in der Bananenplantage.

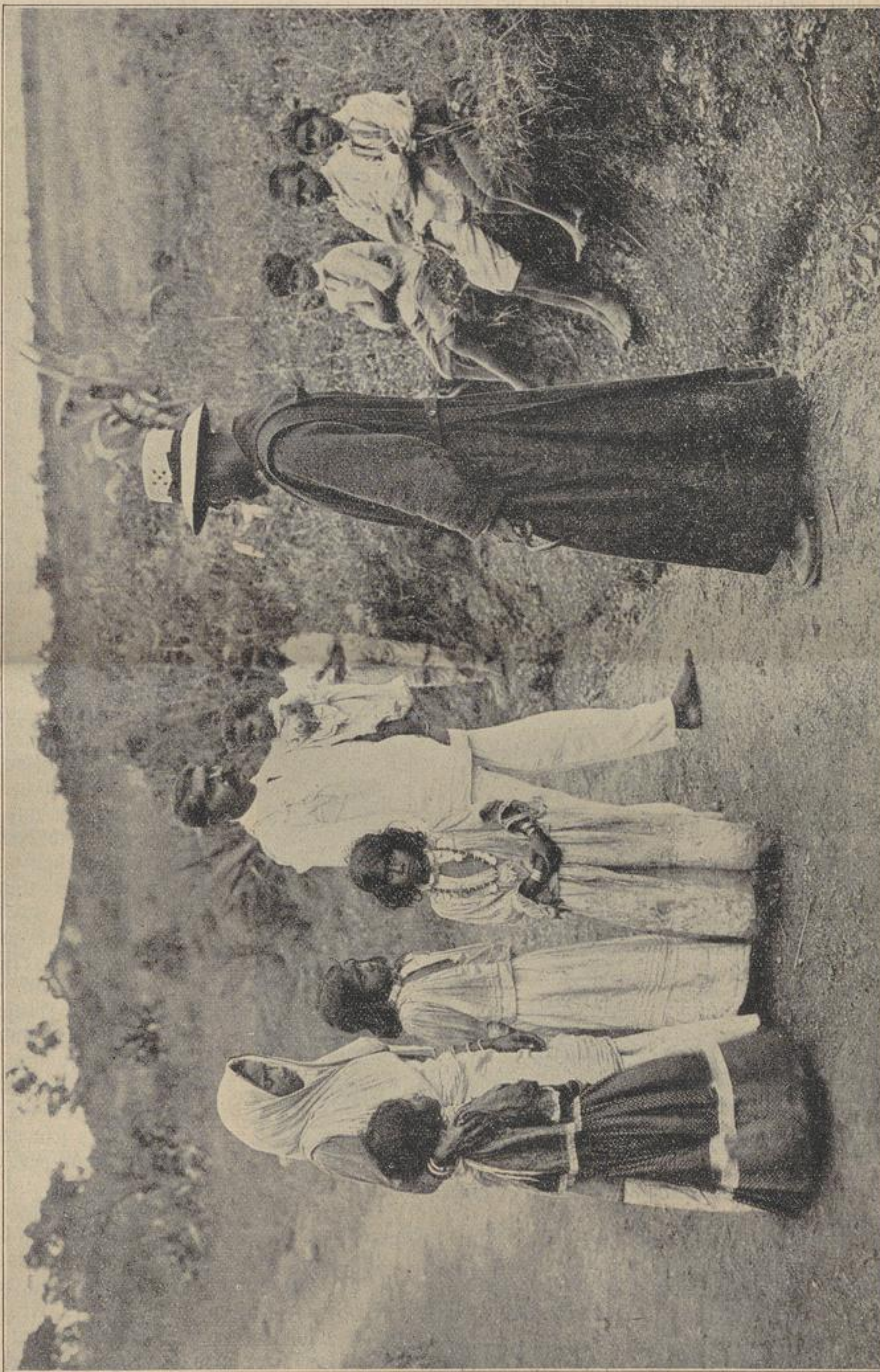
über die zahlreichen Gäste. Die Worte, welche sie und der Maharadsch dabei murmelten, konnte ich nicht verstehen. Hierauf schwenkte die Brautmutter den mit Wasser gefüllten Messingpokal des Maharadsch dreimal im Kreise vor dem Gesicht des Bräutigams, nahm dann

von einem anderen Teller, der hoch mit Kokosnußstückchen gefüllt war und warf davon nach allen Seiten kräftig unter die Menge, um, wie mir erklärt wurde, etwa vorhandene neidische Gesinnung der Gäste zu verschrecken. Nunmehr erfaßte sie einen Teller mit Pfeffer, in den sie die rote Schminke. Sodann nahm sie eine gelbe Blüte der äußerst wohlriechenden *Michelia champaea* und drückte sie auf beide Augen des Bräutigams, was ihm zu verstehen gab, daß er nunmehr kein Auge mehr auf fremde Schönheit richten dürfe. Der Maharadsch, der alle diese Zeremonien dirigiert, überreicht nun der Brautmutter einen langen Stab. Damit fährt diese um den Kopf des Bräutigams herum. Der Maharadsch hält hierauf einen leeren Teller vor die Füße des Bräutigams; die Brautmutter legt beide Hände auf die Füße des Bräutigams, dann auf ihre Stirne, endlich auf den Teller und wiederholt diese Zeremonie fünfmal.

Hierauf setzte sich der Maharadsch vor einem auf dem Boden markierten kleinen Platz, vor dem seine priesterlichen Geräte standen. Zu seiner Linken nahm der Bräutigam und der Brautvater Platz. Der Bräutigam stellte beide Füße innerhalb des markierten Raumes und ließ sich dann auf einem kleinen Schemel nieder.

Von einem Teller nahm der Maharadsch zweimal je zwei Blüten der *Michelia champaea* und legte sie in die Hände des Bräutigams und des Brautvaters mit dem Bitten, ein Dreipencestück in die Blüten zu legen. Hierauf nahm er wieder ein Blatt der *Michelia*

champaea (ein Baum, der in Indien als heilig gilt), tauchte es in seinen Messingpokal und besprenkte damit die Blüten, während er aus seinen Sanskritschriften in rhythmischem Tonfall Gebete zitierte. Dann forderte er seine Klienten auf, Blüten und Geld vor das am



Br. Urban auf der Suche nach indischen Squakindern.

Boden brennende Kohlenfeuer niederzulegen, nahm hierauf Reis, Kokosnußstücke und andere Kleinigkeiten, gab dies wieder in die Hände seiner Klienten und formanderte nunmehr „Sechs Pence hinein!“ Hierauf wieder Besprengen mit Wasser. Niederlegen vor dem

Kohlenfeuer. Des weiteren legt der Maharadsch auf ein Mandeliablatt ein Stückchen Kampfer, zündet dies an und gibt es dem Brautvater. Dieser hält den brennenden Kampfer dem Bräutigam unter die Nase und wirft ihn dann vor die Füße des Bräutigams. Ein zweites Blatt mit brennendem Kampfer erhielt der Bräutigam; dieser fährt damit im Kreise herum und wirft's zu seinen Füßen zu dem übrigen noch brennenden Kampfer.

Der Maharadsch nahm nun von seinem heiligen Öl und besprenge damit das Feuer, so daß ein brenz-

monien schlossen damit, daß der Brautvater dieselben Manipulationen mit den Händen an den Füßen des Bräutigams machte, wie früher die Brautmutter.

Während der gesamten Zeremonien tanzten und sangen die Tänzer, spielten die Fiedler und Trommler, machten die Gäste Feuerwerk und unter dem gleichen Tamtam trug man jetzt den Bräutigam in das Tanzzelt, das abseits vom Pavillon errichtet war. Während der Pause, die für den Brautvater nunmehr eintrat, erzählte mir dieser mit lauerfüßtem Lächeln, daß er während der ganzen Zeremonien bis jetzt schon für 20 Pfd. Sterling (60 Mk.) geschöpft worden sei, aber das sei noch gar nichts, die Hauptsache komme im zweiten Akt.

Sobald der Bräutigam ins Tanzzelt getragen war, kam der Tatur (Unterpriester) und wusch dem Bräutigam die Füße, was ihm mit 2½ Schilling honoriert wurde. Nunmehr ließ der Maharadsch durch seinen Tatur Pörschad, d. i. heilige Speisen, in kleinen Quantitäten unter die Gäste verteilen. Zu allerletzt bekam jeder eine Tasse Tee. Nachdem ich meine Tasse leer getrunken, drückte ich dieselbe dem Tatur beim Vorübergehen in die Hände. Dieser aber, wie von der Tarantel gestochen, fuhr mit den Händen auseinander, so daß die Tasse in Scherben an der Erde zerplitterte. Es ist nämlich dem Tatur als Brahmane nicht erlaubt, diese Tassen zu berühren, bevor sie von einem anderen von dem Speichel des Trinkenden wieder gereinigt sind.

Die Tänzer hatten jetzt bis zur Ankunft der Braut, d. h. etwa noch drei Stunden lang zu tanzen und zu singen. Plötzlich wurde ich von einem derselben an der Schulter gefaßt und auch die beiden anderen faßten zu. Ich dachte, ich hätte sicher wieder ein Vergehen gegen die heiligen Kastengesetze gemacht und würde dafür hinausgeschmissen. Indem ich mich anschickte, mich zur Wehre zu setzen, wurde mir jedoch scherzhaft erklärt, das sei nur so ein Brauch und durch ein Trinkgeld könne ich mich wieder loskaufen. Also der Geldbörse galt die Attacke und ich ließ einen Schilling springen. So ersahen sich die Tänzer von Zeit zu Zeit bald links, bald rechts ein geeignetes Opfer. Damit die Tänzer jedoch nicht gar zu sehr ermüdeten, wurden einige Male als quasi Zwischenakte lustige Schwänke von Clowns und imitierten Polizisten und Kaffern aufgeführt. Doch selbst dies

konnte nicht verhindern, daß bald da, bald dort einer der auf dem Grassboden lagernden Gäste in Schlaf fiel und dies wirkte so ansteckend, daß schließlich die Tänzer vor einem in Morpheus Armen liegenden Publikum sich abhekten. Dagegen gab es Rat. Tänzer, Trommelschläger und Fiedler verließen das Zelt und kehrten bald mit großen Kübeln Wasser zurück, um an den Ahnungslosen eine Aneippfur zu beginnen, mit dem Erfolg, daß die nächtliche Gesellschaft wieder auflebte.

„Aber wo bleibt denn eigentlich die Braut?“ fragt ungeduldig der Leser Gemach, die tritt erst im zweiten Akt auf die Bühne. Sorch, da schlägt die Mit-



Indisches Brautpaar (Braut 9 Jahre alt).

lich unangenehmer Geruch sich verbreitete. Hierauf frug er den Brautvater, indem er ihm einen Teller hinhielt, wie viel Stipendium (Sporteln) er leisten wolle. Der Brautvater legte ein kleines Häufchen Silbergeld in den Teller. Davon nahm der Maharadsch eine halbe Krone und legte sie in die Hände des Bräutigams, während er den Rest, den Löwenanteil, in seine Tasche gleiten ließ. Es wäre zu ermüdend, alle noch folgenden Zeremonien mit Reis, Öl, Feuer usw. eingehend zu schildern. Von Zeit zu Zeit wurde — was für den Maharadsch nicht unwesentlich war — ein Attentat auf den Geldbeutel des Brautvaters gemacht. Die Zere-

ternachtsstunde schon. Der Latur stößt mächtig in sein Löffelhorn und verkündet den Beginn des zweiten Aktes, dem wir in nächster Vergißmeinnicht-Nummer beizwehnen wollen. (Fortsetzung folgt.)

Auf der Exerzitten-Reise.

Vom Hochw. P. Eucharis Adams, R. M. M.

St. Bernard. — Am Pfingstmontag, den 1. Juni l. J., verließ ich morgens in aller Herrgottsfrühe Mariannhill, um am selben Tage in St. Bernard die Exerzitten für die Brüder und Schwestern zu beginnen. Punkt 1/4 Uhr fuhr unser Wägelchen an der Pforte vor. Langsam zogen die Pferde den Berg hinauf bis hinter den Store, wobei mir der schwarze Kutcher erklärte, „Amjutu“ und „Baby“ seien zwei alte Herrn, denen die Jugendkraft geschwunden und die darum jetzt altersschwach geworden. „Nacht nichts, wenn wir nur zur Zeit nach Pinetown zur Bahn kommen.“ Ueber Weg erzählte mir der Koffelenter die neuesten welterschütternden Vorkommnisse: daß der eigentliche Fuhrmann gestern zu tief in den Ufthwalapot gegudt und ihm deshalb diesen Morgen alle Vollmachten als Fuhrmann übertragen habe; daß seine Schwester demnächst in „St. Michael“ einen gewissen Pius heiraten und er zur Hochzeit gehen werde; daß sein Arbeitslohn gering sei usw. Ich zeigte natürlich das entsprechende Interesse, was den Burschen sichtlich freute. So verging die Zeit sehr schnell bis zur Ankunft in Pinetown.

So eine süd-afrikanische-englische Eisenbahnstation muß man zu nachtschlafender Zeit gesehen haben! — Die zwei Beamten lagen in Decken gehüllt auf Tischen und schliefen. Ich ließ sie ruhig weiter schnarchen, denn mein Zug sollte erst in einer halben Stunde eintreffen. Draußen lagen oder hockten beim Kohlenfeuer indische Kulis, welche die Signale zu besorgen hatten. — Da ertönte am Telefon ein Signal, und schlaftrunken ging ein Beamter hin, um mit näselnder Stimme mit seinem Kollegen von der anderen Station sich zu verständigen. Bald brauste ein Kohlenzug dem Hafen von Durban zu. Da die Bahn nur ein Geleise hat und der Verkehr bei Tag und Nacht ein gewaltiger ist, so ist der Umstand, daß verhältnismäßig selten Unfälle vorkommen, ein Beweis sowohl für die vorzügliche Konstruktion des Bahnkörpers und die Güte des Schienenmaterials als auch für die Pflichttreue der Beamten.

Endlich leuchte auch mein Zug heran. Ich fand Platz in einem leeren Abteil erster Klasse, wohin mich der Zugführer dirigierte, da die zweite Klasse schon voll besetzt war. Bald schlief auch ich den Schlaf des Gerechten bis in die Nähe von Thornville-Junction, wo ich den Zug nach Richmond erwarten mußte. Gegen 10 Uhr erreichte ich diesen Platz.

Auf dem Bahnhof erwartete mich der Schaffner von St. Bernard, Bruder Damian. Nun ging's munter weiter auf der Richmond-Mid-Illovo-Straße stracks

gegen Osten, bergauf und bergab, 20 englische Meilen (32 Kilometer) weit. Den Inhlazuka, einen gewaltigen Bergkegel, der auf seiner Spitze eine Wattkeppflanzung von 1000 Acres hat, sahen wir schon von weitem, ebenso das gewaltige Kreuz auf der Westseite des Berges. „Aber, wo ist „St. Bernard“?“ frug ich zuweilen den Kutcher. — Nichts konnten wir von der Station erblicken. Endlich bogen wir rechts von der Straße ab. Der nun folgende „Weg“ spottet jeder Beschreibung. Ich ging eine lange Strecke zu Fuß. Endlich gegen 3 Uhr



Der Maharadsch bei Rooi Kopjes und seine Familie.

aufzuhren wir einen Hügel und vor uns lag — St. Bernard.

Hören wir, was in der Chronik über die Entstehung dieser Station zu finden ist: „Am 13. Oktober 1910 ging der erste Transport von Einsiedeln nach „St. Bernard“, bestehend aus zwei Kisten, einem Tisch, Nägeln, Pänge, Art, Hade, Bidel, Kehrbesen und Theepot. Nach langer Fahrt kamen wir vor „St. Bernard“ an. Hier hatte die Quelle ein großes Loch in die Straße gerissen. Wir mußten ausspannen, Steine herbeischaffen, das Loch ausfüllen, um weiter zu kommen. — Im halbbedachten Kraal nahmen wir stehend oder am Boden sitzend unser erstes Mahl ein, da noch kein Stuhl oder eine Bank da war.“ —

Welch herrliche Veränderung hat dieser Platz doch seit kaum vier Jahren durchgemacht! Vom früheren Besitzer, Mr. Godburn, der uns die doppelte Anzahl von Acres an Land für Felder in der Nähe Einsiedelns gegeben hatte, hatten wir ein mit Blech gedecktes Wohnhaus und den zerfallenen Kraal übernommen. Ersteres ist jetzt für die Schwestern hergerichtet, letzterer ist gegenwärtig die Wohnung des P. Superior, P. Solanus Peteret. Neugebaut sind bis jetzt, wenn auch in sehr armseliger Weise, ein Raum, der als Kapelle dient, eine Wohnung für die Brüder, für die Kinder, einige Werkstätten und Ställe. — Eine große Wohltat für die Station ist das Vorhandensein von zwei munter-sprudelnden Quellen, welche herrliches Trinkwasser spenden und auch genug Wasser liefern zur Verieselung des Obst- und Gemüsegartens, welche ganz nahe bei der Station angelegt sind. Auch Zuckerrohr gedeiht hier herrlich und gibt ein gutes Wintergrünfütter fürs Vieh. — Mit dem Bau einer neuen Schule aus Stein hat Bruder Garcia, mein Landsmann von der Mosel, schon begonnen. Leider sind die hiesigen Steine nicht von besonderer Güte und ihre Bearbeitung macht dem Bauleiter manche Sorge.

Was die Mission betrifft, bilden St. Bernard und Einsiedeln ein Ganzes. Ein hübscher Kranz von Außenstationen umgibt die Mutterstation: Zwischen St. Bernard und Einsiedeln liegt *A m a n d u s - H i l l* — zum Andenken an den seligen Abt Amandus so genannt — ein Platz von 25 Acres, der uns von einem deutschen Siedler, Herrn Schmidt, zum Geschenk gemacht wurde i. J. 1910. Der edle Geschenkgeber, ein Protestant, starb 1913 als Glied der hl. römisch-katholischen Kirche; *R i c h m o n d* mit Kapelle und eifriger Gemeinde; *U m l a z i*, 16 Kilometer von Einsiedeln, mit Kapelle; *G i l a n y o n i*, 24 Kilometer von St. Bernard; *S e l l e - S e l l e*, 28 Kilometer von Einsiedeln.

Am letzten Morgen meiner Anwesenheit in „St. Bernard“ begleitete mich P. Superior auf einen Berg Rücken, von wo man einen herrlichen Ausblick hatte ins nildromantische Umkomazital. Schauerlich-schön kann man diese Gegend nennen. Hohe, himmelanstrebende Felsmassen ragen steil vom Flußufer in die Lüfte, dort an steiler Stelle liegt ein noch unberührter Urwald, da und dort liegt auf freiem Platze ein armseliger Kaffernkraal, zu dem ein halbschwerer Fußsteig führt. Unten, tief im Tale, braust der Umkomazi in steinigem Bette dem Indischen Ozean zu. Auf der anderen Seite des Flusses eine lange, breite und aufsteigende Ebene, die von gewaltigen Felsmassen abgeschlossen wird. Ganz in die Nähe erstreckt sich das Gebiet der benachbarten Mission „St. Michael“ von der anderen Seite her. Das Umkomazital ist ein für die Schwarzen reservierter Bezirk. Ein Weißer könnte in diesen Löchern, namentlich im Sommer, nicht lange leben, denn die Hitze ist dort furchtbar.

Doch der Missionar steigt furchtlos hinab zu diesen Verlassenen und bringt auch ihnen die frohe Botschaft von Christus, dem Erlöser aller Menschen. Möge „St. Bernard“ dieses Umkomazital zu einem Clairvaur, einem Lichttal machen, auf daß die Finsternis des Heidentums auch dort der Sonne der Gerechtigkeit, dem Heiland der Welt, weiche! —

Unsere Missionsstation „St. Anton“ am Ibißi.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

„St. Anton“ ist eine Filiale unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie und von letzterer etwa 50 Kilometer entfernt. Das dortige Gebiet ist nicht mehr gar zu weit vom Bondoland entfernt und dicht mit Kaffern besetzt. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach noch Heiden, doch zählt unter ihnen auch der Protestantismus in seinen verschiedenen Sekten zahlreiche Anhänger. Namentlich findet man viele Anglikaner und Wesleyaner. Unsere eigene Katechetenstelle, die, wie soeben angedeutet, dem hl. Antonius von Padua geweiht ist, wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und zählt gegenwärtig etwa 120 schwarze Christen und gegen 90 Katechumenen. Diese Zahlen sind jedoch in beständigem Wachstum begriffen, denn die dortige Mission berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Zunächst die Frage: wie kamen wir denn dazu, in diesem von der Zentrale Lourdes so weit entlegenen Bezirke eine eigene Katechetenstelle zu errichten? Der Anlaß hiezu ist in hohem Grade merkwürdig und interessant und gewährt einen tiefen Einblick in die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung. Ich bemerke zum Voraus, daß ich über die im Nachstehenden geschilderten Vorgänge bei den verschiedensten Personen die eingehendsten Nachforschungen angestellt habe, und daß alle ihre Angaben bis ins kleinste Detail miteinander übereinstimmen. Meine Hauptzeugen sind die beiden Brüder Joseph und David Maduna; beide sind Katecheten, wohnen am großen Ibißi und sind Männer, auf deren Aussagen man sich verlassen kann. Joseph Maduna erzählte mir nun eines Tages in Gegenwart seines Bruders David folgendes:

Etwa zwei Jahre vor Beginn des Burenkrieges, also im Jahre 1897, lebte hier ein zehnjähriges Mädchen. Sie zählte zu unseren Verwandten, war schon im zweiten Jahre krank und hieß Nokolawu. Ihr Vater, Ruben Maduna, war Protestant, wie wir alle, das Mädchen selbst aber war noch nicht getauft. Es gab damals in hiesiger Gegend noch nicht viele Protestanten, Katholiken aber gar keine, ja, wir hatten noch gar nichts von der Existenz der römisch-katholischen Kirche gehört.

Da das Mädchen von Tag zu Tag schwächer und elender wurde, redeten wir ihm zu, sich taufen zu lassen. Die Antwort des Kindes war: „Ja, ich will mich taufen lassen aber nur von einem wahren Diener Gottes.“ — „Gut,“ entgegneten wir, so wollen wir einen wesleyanischen Prediger kommen lassen; der soll dich taufen.“ — Das Mädchen aber erwiderte rasch: „Nein, ruft ihn nicht; er ist kein wahrer Diener Gottes.“ — „So rufen wir dir einen Prediger der anglikanischen Hochkirche, daß er dich taufe.“ — „Auch ihn will ich nicht; er ist zwar besser als der Wesleyaner, aber auch kein wahrer Diener Gottes.“

Wir waren alle verwundert und wußten nicht, was wir da sagen sollten. Endlich fragten wir die kleine Nokolawu: „Wer ist dann in deinen Augen ein wahrer Diener Gottes?“ Da verklärte sich das Angesicht des Mädchens und erklärte leuchtenden Auges: „Ich sehe ihn, den wahren Diener Gottes; mit diesen meinen Augen schaue ich ihn. Es ist weiß von Angesicht, hat einen schwarzen Bart, trägt ein langes, weißes Kleid (Sabit), darüber ein kürzeres schwarzes (Skapulier), um die Mitte ist er gegürtet, und statt der Schuhe trägt er nur Sohlen mit zwei lebernen Bändern (Sandalen). Das ist der wahre Diener Gottes; er kommt öfters durch

die Lüre herein an meine Lagerstätte und sagt mir, ich solle mich vor dem Tode taufen lassen. Plötzlich, wie er kommt, ist er auch wieder verschwunden."

So das Mädchen. Sie hatte damit offenbar einen Trappisten-Missionar beschrieben, wir aber, die wir damals noch nie einen solchen zu Gesicht bekommen hatten, glaubten, das Mädchen rede in seiner großen Schwäche irre, und Männer, die so sonderbar gekleidet seien, gebe es überhaupt gar nicht; daher erklärten wir ihr, sie möge sich ruhig von einem anglikanischen Prediger taufen lassen. Sie aber wiederholte mit großer Bestimmtheit: „Es gibt solche wahre Diener Gottes, und sie werden sicher einmal hierher kommen, wenn auch vielleicht erst nach meinem Tode. Nehmt sie aber dann in Ehrfurcht auf und höret auf ihr Wort. Die wesleyanische

immer schwächer wurde und sie nicht ohne die heilige Taufe sterben wollte, willigte sie schließlich ein, daß man den anglikanischen Prediger rufe und ließ sich von ihm taufen. Bald darauf hauchte sie still und friedlich ihre Seele aus. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch alle ihre Kleider an ihre Gespielinnen verteilt und die vielen Leute, die zu ihr auf Besuch kamen, immer wieder und wieder aufgefordert, sie möchten doch den wahren Diener Gottes gut aufnehmen, wenn er zu ihnen käme. „Er wird sicher kommen," wiederholte sie des öfteren, „und vielleicht schon bald!"

Kurz nach ihrem Tode hatte einer ihrer Verwandten, namens Wendelin, ein eifriger Wesleyaner, einen merkwürdigen Traum. Er sah, ähnlich wie Nobulawu, den wahren Diener Gottes; noch mehr, er sah auch seine



Die Landstraße am Rooi Kopjes vorbei, der frühere Elefantenspfad.

Kirche ist nicht gut; die anglikanische ist zwar besser, aber auch nicht die rechte; der wahre Diener Gottes aber, den ich so oft an meiner Lagerstätte sehe, wird euch den Weg zeigen, der zum Himmel führt."

„Es gibt aber auch wahre Dienerinnen Gottes; auch sie sehe ich öfters zu mir hereinkommen. Sie sind weiß von Angesicht und bleiben immer Jungfrauen, um Gott zu dienen. Auf dem Kopf tragen sie ein großes, weißes Tuch (Schleier), sie haben ein langes rotes Kleid und darüber ein kleineres schwarzes (Skapulier), um die Mitte tragen sie einen ledernen Gürtel und auf der Brust ein Kreuz.“

„Diese Beschreibung kam uns ebenso fremdartig vor," fuhr Joseph Maduna in seiner Erzählung fort, „erst später erkannten wir, daß sie genau auf die mit den Trappisten verbundenen Missionschwwestern vom kostbaren Blute passe. Allein vorläufig war weder von diesen wahren Dienern, noch von den Dienerinnen Gottes etwas zu sehen und zu hören, und da Nobulawu

Wohnung, sowie die Kirche, die Schulen, die Gärten, die vielen schwarzen Kinder, die bei ihm waren, und die Dienerinnen Gottes. Zugleich wurde ihm bedeutet, er solle in jene Schule gehen, um dort den Weg kennen zu lernen, der zu Gott führt. Da sich der Traum mehrmals wiederholte, ging Wendelin ganz ernst und still in sich gekehrt einher und wurde schließlich fast krank vor Sorge und Aufregung. Endlich hielt er es zu Hause nicht länger mehr aus und machte sich auf, den wahren Diener Gottes und seine Schule zu suchen. Nach mancherlei Irrfahrten kommt er eines Tages an den Capane-Fluß und sieht hier zu seinem maßlosen Erstaunen die Kirche, die Schulen, Gärten, Kinder, sowie die Diener und Dienerinnen Gottes genau so in Wirklichkeit vor sich, wie er es wiederholt im Traume geschaut hatte! Er war auf unserer Missionsstation Lourdés angelangt, von der er bisher noch nie etwas gehört hatte.

Mit einem Schlage ist seine ganze Gemütskrankheit geheilt. Er geht zum Missionar, hört seinen Unterricht,

sieht sich auf der ganzen Station alles genau an und eilt dann nach vierzehn Tagen voll Begeisterung in seine Heimat am großen Ibiß zurück. „Nobulawu hat recht gesehen,“ ruft er seinen erstaunt zuhorchenden Landsleuten zu, „es gibt wahre Diener und Dienerinnen Gottes, ich selbst war bei ihnen und habe ihr Haus, ihre Schulen und ihre Kirche und alles andere gesehen!“

Wendelin beobachtete in seinem Eifer, obwohl noch Protestant, sofort mehrere katholische Gebräuche, er machte das heilige Kreuzzeichen, beobachtete am Freitag das Abstinenzgebot usw. Manche wollten sich deshalb über ihn lustig machen, doch da trat sein Onkel Ruben Maduna, der Vater Nobulawus, für ihn ein. „Verpöttele den Wendelin nicht,“ spricht er mit Ernst, „wer aus uns versteht das Wirken der Gnade Gottes im Menschen? Und wer darf es wagen, jemand abzuhalten, dorthin zu gehen, wohin der Herr ihn ruft? Gottes Macht ist ohne Grenzen. Er hat den Propheten Jonas in eine Stadt gesandt, wohin er nicht gehen wollte; er hat, wie mir scheint, auch unsern Wendelin gerufen, drum laßt ihn ruhig seine Wege gehen und belästigt ihn nicht.“ Das wirkte; denn Ruben ist bei seinem Stamme ein hochgeachteter Mann; alles ließ fortan Wendelin in Ruhe.

Er erzählte mir diese merkwürdigen Vorgänge unser Katechet Joseph Maduna in Gegenwart seines Bruders David, und mit seinem Berichte stimmten die Neußerungen anderer Kaffern, sowohl hier in Lourdes, wie drüben am großen Ibiß genau überein.

Mit der Befehrung Wendelins war der Stein ins Rollen gekommen. Wieder ging er fortan zum Gottesdienst nach Lourdes und nahm bald auch andere Jünglinge, speziell die beiden Brüder Joseph und David, mit sich. Die Zahl der Gläubigen am großen Ibiß wuchs, der Häuptling Menzane sandte eigens mehrere Männer zuerst nach dem näher gelegenen Emaus, wo damals noch der Stifter von Mariannhill, der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner, lebte, und dann auf dessen Rat nach Lourdes, um sich von dort einen Priester zu erbitten. Vater Apollinaris Schwammberger, der damalige Superior von Lourdes, ritt sofort persönlich zu ihm, um an Ort und Stelle die Sache in Augenschein zu nehmen. Wie staunten die dortigen Schwarzen, als sie zum erstenmale einen Trappisten-Missionar vor sich stehen sahen, genau so, wie ihnen Nobulawu den wahren Diener Gottes beschrieben hatte! Dadurch allein waren schon viele Gutgesinnte für die katholische Sache gewonnen.

Leider gestattete es der große Mangel an Missionären nicht, einen eigenen Priester nach „St. Anton“, wie die Außenstation später genannt wurde, zu senden. Zunächst mußte man sich damit begnügen, daselbst einen schwarzen Katecheten aufzustellen. Der religiöse Unterricht wurde im Kraale des Ruben Maduna erteilt; bald fand sich dabei eine ganz respectable Zahl von Zuhörern, Heiden sowohl wie Protestanten ein, und seitdem ist die Zahl der Gläubigen in beständigem Wachstum begriffen. Zeitweilig geht ein Priester von Lourdes dorthin, um die hl. Messe zu lesen, und das gesamte Missionswerk zu überwachen.

(Schluß folgt.)

Krankenbesuch bei einem Aethiopier

Vom Hochw. P. Sigtus Wittekind, R. M. M.

Reichenau. — „Woher denn ein Aethiopier in Südafrika?“ wird mancher Leser erstaunt fragen. Die Er-

klärung ist einfach: Dieser Aethiopier ist ein alter Kaffer, welcher der Sekte der Aethiopier angehört. Die Sekte selbst ist eine aus dem Protestantismus hervorgegangene protestantisch-heidnische Organisation, die sich von den Europäern durchaus unabhängig machen will, in religiöser Beziehung sowohl wie in politischer. Sie wollen keine weißen Prediger haben, sondern nur schwarze, und würden, wenn sie die Macht dazu hätten, noch heute alle Weißen aus dem Lande jagen. Ihre Devise ist: „Afrika den Afrikanern!“ Daß die englische Regierung ein wachsameres Auge auf diese Sekte hat, ist begreiflich.

Der Held unserer Geschichte nun führt, obgleich er bereits die aethiopische Taufe empfangen hat, noch immer den altheidnischen Namen „Romageba“. Vielleicht hatte er bei seiner Taufe gar das Glück, einen christlichen Frauennamen zu erwischen wie sein ältester Sohn, der „Sujanna“ heißt. Romageba ist mir schon lange bekannt. Vor fünf Jahren etwa zeigte er infolge eines sonderbaren Traumes Lust, sich uns Katholiken anzuschließen, ließ sich aber dann von den Aethiopiern umgarnen. Jedenfalls haben wir an einem solch schwankenden Menschen nicht viel verloren.

Der Grund, warum ich ihn diesmal wieder besuchte, war die Absicht, in seinem Kraal eines seiner Enkelkinder, das schwer krank war, zu taufen. Das arme Würmchen schaute mich lange so innig und bedeutungsvoll an. O wie gerne hätte ich es getauft, allein Sujanna, der Vater, ließ es nicht zu, und blieb unbittlich. „Wir haben unsere eigene Kirche“, erwiderte er trocken, „und ich erlaube dir nicht, mein Kind zu taufen.“ Da ich sah, daß mit ihm nichts auszurichten war, ging ich zu Romageba, dem Großvater des Kindes. Er war nicht abgeneigt und ließ seinen Sohn Sujanna zu sich bescheiden. Dieser aber kam nicht.

Nun schenkte ich dem Alten zum Lohn für seinen guten Willen einen Apfel. Nachdem er sich durch Fragen genügend überzeugt hatte, daß der Apfel etwas Genießbares, ja ein Lederbissen sei, befahl er seinem Weib, ein Tablett herbeizubringen. Es war dies eine lange, viereckige Holzschüssel mit daumenlangen Füßchen, von Kaffernhand geschnitzt. Offenbar wollte mir Romageba zeigen, daß auch er wisse, wie die Weißen zu essen pflegen. Das Weib kehrte bald mit dem gewünschten Instrument nebst Messer und Gabel zurück, auf dem Weg fleißig den Staub davon wegbläsend. Sie stellte alles vor Romageba hin, der vor seiner Hütte würdevoll auf dem Boden saß.

Nächst inspizierte der Hausherr mit prüfendem Blick die auf dem Tablett liegende Gabel und kommandierte dann: „Sula inlokoko! Reinige die Gabel!“ Hierauf erscholl ein zweites Kommando: „Sula umese! Reinige das Messer!“ Der Doppelbefehl wurde von der gehersamen Ehegattin pünktlich ausgeführt, und Messer und Gabel erhielten an Ort und Stelle auf dem Gras eine fragliche Reinigung. Wer je in einem Kaffernkraal gewesen, weiß, wie es in seiner Umgebung in Bezug auf Reinlichkeit aussieht, namentlich an den mit Gras bewachsenen Stellen. Dies der Grund, weshalb ich die Reinigung eine „fragliche“ nannte.

Nun erging die weitere Ordre: „Reinige die den Apfel!“ — Kunstgerecht und nicht ohne Feierlichkeit wurde der neue Auftrag ausgeführt, genau so, wie die Kaffernweiber einen Kürbis zerteilen, doch so, daß die Apfelfeile mit der Gabel gehandhabt wurden. Nachdem

so alles nach Wunsch vollzogen und das Tablett dem alten Herrn vorgelegt worden war, ersuchte er mich to say grace, d. h. das Tischgebet zu sprechen. Ich hatte anfangs wenig Lust dazu, denn ich war verstimmt wegen der von seinem Sohne verweigerten Taufverlaubnis. Da er aber darauf bestand, gab ich endlich nach in der stillen Hoffnung, vielleicht eines Tages ihn selbst für den Glauben zu gewinnen.

Kun war er mit seinen Vorbereitungen glücklich fertig und konnte es losgehen. Feierlich erfaßte Noma-geba die Gabel, spießte schön langsam ein Stück nach dem anderen auf und verzehrte es mit wichtiger Miene. Ergar das, was seine Frau als ungenießbar abgeschnitten hatte, spießte er auf und verkostete es, um es aber schnell wieder aufs Tablett zurückzulegen. Alles

zählt also sicher seine 130 Jahre (Tschaka starb etwa 42 Jahre alt anno 1828), und ist ein prächtiger alter Herr, ein echter Zulu, wohl seit Jahren blind, doch still ergeben in sein Schicksal. . . P. Erasmus, das wäre etwas für Sie, das ist Ihr Mann, den könnten Sie wohl vor seinem Tode noch taufen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte ich diesem Berichte zugehört, und mit dem letzten Satz hatte der Farmer nur meine eigenen Gedanken in Worte gekleidet. Mein Entschluß stand fest, diesen Herrn mußte ich bei erster Gelegenheit besuchen! Inzwischen hieß es fleißig beten und beten lassen. Samstag, den 16. Mai l. J. führte ich mein Vorhaben aus.

Ich las am genannten Tage die hl. Messe um 4 Uhr morgens; eine Stunde später machte ich mich in



Kinderbewahranstalt in Lourdes. (Kapkolonie.)

das geschah im Adamskostüm, über das er würdevoll eine Decke geworfen hatte.

Endlich war der Apfel verpeist. Der Alte verlangte mit Bestimmtheit eine zweite Auflage. Ich hätte die Appri bation hiefür gerne erteilt, zumal wenn ich dadurch den Zweck meines Besuches erreicht hätte; doch daran war nicht zu denken. So verabschiedete ich mich kurz und ritt wieder nach Hause.

Nach zwei Tagen war das Kind tot. — Grausamer Susanna!

Mathusalems Taufe.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Vor einiger Zeit sagte mir ein benachbarter Farmer, der wiederholt dem katholischen Gottesdienst beigezogen und wahrscheinlich noch konvertieren wird: „Da drüben, auf eines Engländer's Farm, wohnt ein steinalter Zulu, Mambalende (lange Riesenschlange) mit Namen. Dieser Mann ist zwei Jahre vor Tschaka, dem bekannten Zulufürsten, geboren,

Begleitung eines schwarzen Lehrers, Linus mit Namen, auf zum Ritt nach dem alten Patriarchen. Etwa um 8 Uhr kamen wir bei seinem Kraale an. Wir trafen da zunächst einen seiner Enkel und nannten ihm als Zweck unseres Kommens: Mambalende sehen, den alten Ururgroßvater, und aus seinem Munde Geschichten hören aus den alten, großen Zulu-Tagen. Das weckte sichtlich ein freudiges Echo. Wenige Augenblicke darauf war der Greis zur Stelle. Auf Händen und Füßen kriechend, um wegen seiner Blindheit nicht zu fallen, kam er herans und setzte sich auf einem Schaffel, das eine kleine Arentelin vor ihm ausbreitete, am Boden nieder.

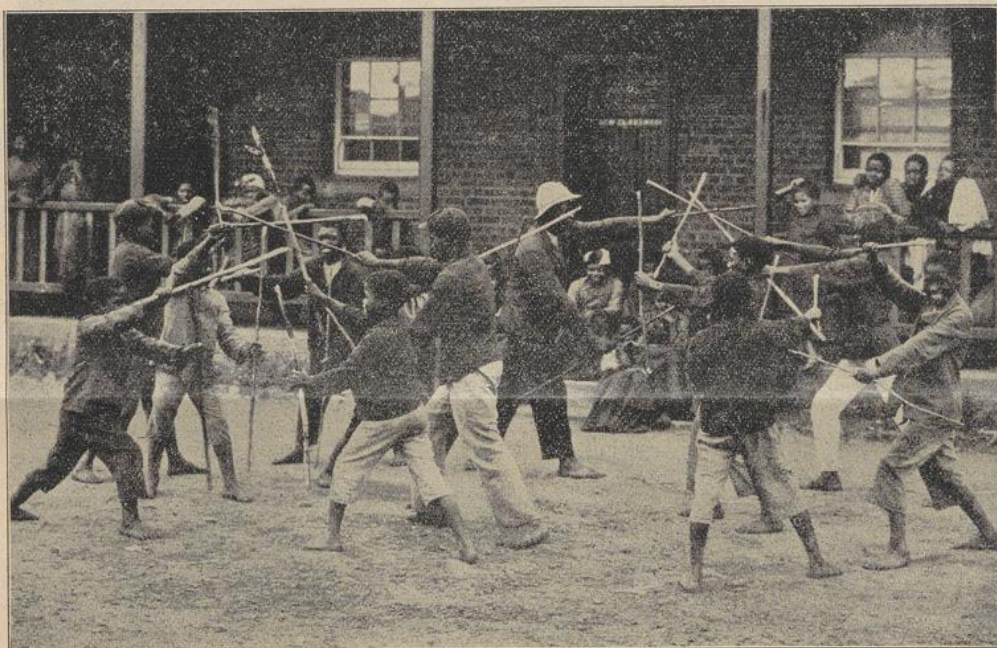
Es muß das eine Hüfengefalt gewesen sein, als der Mann noch bei Kräften war! Selten hat mich ein Mensch so gefesselt, wie dieser. Aus seinem Angesichte sprach Ruhe, Ergebenheit und Frieden.

Nach kurzer Begrüßung fragte er, wer wir seien, woher wir kämen und was wir wollten. Wir standen Red und Antwort, und bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Ich konnte nicht genug staunen über das Walten der göttlichen Vorsehung. Der Mann, der vor

mir jaß, war ein Heide und entwickelte dennoch die schönsten, edelsten Grundsätze. Vor allem erklärte er mir, warum ihn der Herr und König des Himmels mit so langem Leben gesegnet. „Ja, Herr,“ sagte er u. a., „daß ist der Segen des Königs in der Höhe oben (y'inhlanhla yen Kosi epezulu loku), ich habe nie gelogen, habe mich nie bereichert mit fremdem Gut und habe nichts Böses getan, das mit dem Herzen da drinnen in Widerspruch gewesen wäre. Sechs Frauen habe ich gehabt als großer Amunzana; nun sind sie alle schon längst tot. Desgleichen sind viele meiner Söhne und Töchter gestorben. Es war immer Friede in meinem Heim, und die meinen ehrten mich als Vater . . . Und darum war der Segen des Himmels mit uns und schenkte er mir so viele Tage. Ich bin alt; ich habe Sengakafona, Tschafas Vater, gekannt und dessen

wir abermals hin. Die Ama-Roma nahmen uns gut auf, die Schwestern sorgten für mich. . . da war ich zufrieden. Seitdem denke ich noch immer daran, und ich möchte jetzt gerne nach Endonyana zu den Schwestern, um dort zu wohnen und Pflege zu finden in meinen alten Tagen. Aber werden sie mich wohl aufnehmen, mich, einen alten, blinden Mann, der nichts mehr arbeiten kann?“ . . . O wie gerne ginge ich dorthin! Denn siehe, ich will Christ werden, ich will getauft sein. Hier sitze ich allein unter Heiden, ich möchte aber das Wort Gottes hören, beten, lernen, christlichen Unterricht bekommen.“ . . .

Je länger der alte Mann so redete, desto mehr mußte ich staunen über das geheimnisvolle Wirken der göttlichen Gnade im Herzen des Menschen. Ja, Gott will, daß alle Menschen selig werden, und gibt jedem die



Eine Kaffernschlacht. (Missionsstation St. Michael.)

Vater, sowie ich auch alle Zulukönige kannte, die auf Tschafas folgten. Sie sind alle dahingegangen, ich bin noch da.“

„Zu Tschafas Zeiten mußte ich von Tschangwe am Tugelafluß aus dem Zululande flüchten. Ich kam nach Natal, ichlug mein Heim bald hier, bald dort auf, bis ich mich zuletzt an diesem Plage hier dauernd niederließ.“

Der alte Herr rechnete mit Jahrzehnten und ganzen Generationen. „In früheren Jahren“, sagte er (d. h. es sind so 45—50 Jahre her), „hörte ich, daß in Springvale (2 Stunden von seinem Kraal entfernt), Abafundisi, Lehrer der englischen Hochkirche gekommen seien, die vom König in der Höhe unterrichtet. Ich ging mit meinen Söhnen und unsern Familien hin, schaute und hörte. Doch — hier machte er eine kurze, abwehrende Handbewegung — es war nicht das Richtige, mein Herz stimmte nicht zu. Wir gingen und lebten wieder wie zuvor.“

„Später kamen die Ama-Roma (katholischen Missionäre) nach Endonyane (St. Michael). Da gingen

nötigen Mittel dazu in die Hand. Sein Befehl und die Hauptgebote sind nach dem Worte des großen Völkerapostels eingeschrieben auch ins Herz des Heiden.“

Ich selbst stellte noch verschiedene Fragen, die er alle aufs beste beantwortete. Der Mann, dachte ich mir, ist offenbar fähig und würdig, getauft zu werden. Weshalb da noch lange warten? Vollends ausschlaggebend war der Umstand, daß den hochbetagten Greis, dessen Lebenslichtlein rasch erlöschen konnte, kürzlich ein organisches Leiden ergriffen hatte. Noch eine kurze spezielle Vorbereitung mit Erweckung der Reue, Akten des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, Abschwörung des bösen Feindes, wobei er nochmals beteuerte, daß er nie dem Satan gedient und auch jetzt mit Enttäuschung auf immer ihm entsage, spendete ich ihm die hl. Taufe und gab ihm dabei den Namen „Maria Mathusalem“. Den Namen Maria fügte ich bei, weil gerade Samstag, also Muttergottestag war, und den zweiten bekam er wegen seines überaus hohen Alters.

Nach der heiligen Taufe dankte der Glückliche wie ein Kind, und auch die übrigen Familienmitglieder schlossen

sich seinem Danke an. Ich versprach ihm noch eine Welldecke, etwas Tabak und stellte ihm die Möglichkeit in Aussicht, zur besseren Pflege auf die Missionsstation geholt zu werden und nahm dann Abschied, im Herzen Gott und Maria, unserer guten Mutter, dankend, daß ich eine unsterbliche Seele für Gottes Reich gewinnen konnte.

Wer betet ein Vaterunser für die Befehrung der Sünder und Heiden im Missionsland? Wer will mir auch materiell ein wenig helfen? Die Errichtung von Tageschulen, der Bau von Kapellen und deren Einrichtung macht mir wegen Mangel an Mitteln so viele Sorgen. An fünf Stellen wäre die Errichtung von Außenstationen bringende Notwendigkeit, um neue Missionszentren zu schaffen. Die Namen dieser Außen-

Jubelfeier in Triashill.

Von Schw. Alfredo, C. P. S.

Eine Jubelfeier in Triashill? Wie, erst vor wenigen Jahren wurde diese Missionsstation gegründet, und jetzt spricht man schon von einem Jubiläum? Und doch ist dem also. Am 26. Mai l. J. feierten nämlich unsere beiden ehrwürdigen Brüder Simon und Cassian. ihr 25jähriges Ordensjubiläum.

Fürwahr ein Ehrentag für die beiden guten Brüder, die nun ein volles Vierteljahrhundert hier im Süden Afrikas in harter Arbeit dem lieben Gott und der Mission dienten! Es war aber zugleich ein Freudentag für uns alle, an der namentlich auch unsere schwarzen Schulkinder den innigsten Anteil nahmen. Die Schwe-



Missionsstation Monte Cassino in Rhodesia.

posten sind unsern Lesern schon vielfach bekannt, nämlich: St. Raphael, Maria Immaculata, St. Peter und Paul, Allerheiligen und Stella Matutina. Wenn irgendeine edle Seele etwas besonders Gutes tun will, hier wäre eine schöne Gelegenheit dazu. Wer will wenigstens ein Scherlein zum Bau dieser Schulen und Missionskirchlein beitragen? Wer etwas für deren Ausstattung geben, z. B. ein Glöcklein, einen Kelch, Messbuch, Leuchter, Altartücher, Messgewänder usw.? Herzlichen Dank und tausendfaches Vergelt's Gott zum Voraus für jede, auch die kleinste Gabe!

Zum Schluß möchte ich insbesondere die Kinder wieder recht dringend bitten, zumal nach der heiligen Kommunion, recht viel und gut zu beten um die Befehrung der Heiden, speziell auch, daß recht viele Kinder in unsere neuen Schulen kommen und so für der lieben Heiland gewonnen werden. Wer hilft? Wer schenkt ein „Ave“ auch dem armen Schreiber?

stern hatten ein kleines Festspiel in die Eingeborenen-sprache übersezt, und schon mehrere Wochen vor dem Feste konnte man die Mädchen mit dem Einstudieren ihrer Rollen beschäftigt sehen. Es war für manche ein hartes Stück Arbeit, denn die Sache war ihnen durchaus neu, doch der Eifer und das Bestreben, den guten Brüdern, die schon so vieles für die Mission getan, eine kleine Ueberraschung zu bereiten, überwand alles. Andere Kinder halfen den Schwestern bei der Aufstellung und Ausschmückung einer kleinen Bühne, wieder andere holten kleine Bäumchen oder sonstiges frisches Grün herbei, und so trachtete sich jedes einzelne nützlich zu machen. Dabei mußte alles ganz heimlich geschehen, damit die Ueberraschung der beiden Jubilare um so größer wäre. Zu unserer großen Genugtuung hatten auch verschiedene Wohltäter für unsere armen schwarzen Kinder Kleidchen und auch einige Geldgeschenke geschickt.

Endlich brach der schöne Tag an. Unsere Außenstation „St. Barbara“ stand an jenem Tage ganz ver-

waist da, denn alle waren herübergekommen und wollten an dem schönen Familienfeste teilnehmen. Fünzig der ärmsten Kinder, 25 Knaben und 25 Mädchen, sollten anlässlich der schönen Feier neue Kleidchen bekommen. Die glücklichen Ausgewählten kamen schon in aller Frühe dahergetrippelt, obschon manche eine volle Stunde weit zu gehen hatten. Die Bescherung fand kurz vor der heiligen Messe in Gegenwart des Hochw. P. Ignatius statt, und jeder der beiden Jubilare durfte eigenhändig seinen 25 kleinen Schwarzen die Geschenke überreichen. War das eine Freude! Ich weiß nicht, wer sich mehr freute, die Kinder oder die Brüder. Bald standen die 50 Kinderchen im vollen Staate da, und nun ging es paarweise, — jeder Bruder hatte seine 25 Kinderchen bei sich — der Kirche zu, wo sich schon eine Menge schwarzer Christen versammelt hatte.

auf den Rückweg an, und heute noch, wenn man eines dieser Kinder auf dem Wege fragt, wie sie denn zu dem neuen schönen Kleidchen gekommen, geben sie leuchtenden Auges zur Antwort: „Das bekamen wir am Festtag der Brüder.“

Für die auswärtigen Kinder war damit die Feier beendet, die Mädchen auf der Station dagegen hatten es noch sehr wichtig; denn am Abend sollte das große Festspiel „Das Rosenwunder der hl. Elisabeth“ aufgeführt werden. Die Feier begann um 1/27 Uhr. Zunächst fand eine kleine Gratulation statt, dann folgte das eigentliche Festspiel in vier Aufzügen. In der Zwischenpause wurden religiöse Lieder gesungen. Die Mädchen, obschon lauter Neulinge in diesem Fach, machten ihre Sache recht gut. Den Schluß bildete ein lustiges Stücklein. Um 8 Uhr begab sich alles in froher Stimmung und voll Dank gegen Gott, der uns einen so schönen Tag geschenkt hatte, zur Ruhe.

Dies in kurzen Zügen die Jubiläumsfeier in Triaschill. Möge der liebe Gott auch fernerhin das Wirken der ehrwürdigen Brüder segnen und ihnen reichlich alles vergelten, was sie zum Besten unserer Station getan haben. Der bloße Bau der Missionskirche hat ihnen manch heißen Schweißtropfen gekostet und all unsere Schwarzen zum immerwährenden Dank verpflichtet.

Möge der Herr auch unsere edlen Wohltäter segnen! Hätten sie doch die übergelücklichen Kleinen in ihren neuen Kleidchen sehen können! Zwar hatten nur die ärmsten Kinder etwas bekommen, doch alle mit einander freuten sich. Da war keine Spur von Neid und Mißgunst zu erblicken. Ach, es sind hier der Kinder so viele, und die meisten sind recht arm. Das wenige, das sie am Leibe tragen, reicht kaum hin, ihre Blöße zu bedecken, geschweige denn, sie zur Winterszeit gegen die Kälte zu schützen. Und dennoch kommen sie Tag für Tag jeden Morgen hierher zur Schule.

Die meisten rechnen allerdings auf eine kleine Weihnachtsgabe. Sie wollen recht brav und fleißig sein, in der stillen Hoffnung, das liebe Christkind werde ihnen ein Hemdchen, Röckchen oder sonst etwas Schönes bringen. Wer will uns behilflich sein, diese Hoffnung der guten schwarzen Kleinen zu erfüllen? Das liebe Jesukind wird es allen reichlich lohnen, hat doch der liebe Heiland selbst gesagt: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“



„Memento mori.“ (Auf dem Friedhofe in Egenstockau.)

Nach dem Veni Creator hielt unser Hochw. P. Superior eine ergreifende Ansprache zuerst in Deutsch, dann auch in der Sprache der Eingeborenen, als er merkte, daß auch sie mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhorchten. Während der heiligen Messe erklangen wieder deutsche Lieder. Wie schön war das, und wie innig wurde für die beiden Jubilare und auch für die Wohltäter gebetet! Im Augenblick der heiligen Kommunion empfingen zunächst die ehrwürdigen Jubilare an den Stufen des Altares den Leib des Herrn; ihnen schloß sich eine lange Reihe schwarzer Christen an. Zum Schluß erklang ein feierliches Te Deum, denn aller Herzen erfüllte heilige Freude und Dank gegen Gott.

Darauf zogen unsere lieben Kleinen der alten Schule zu. Wie wurden da die neuen Kleidchen angestaunt, bewundert und gelobt! Es geht jetzt hier in Afrika dem Winter zu, und da ist ein warmes Kleidchen doppelt willkommen.

Um 1/212 Uhr teilte der Hochw. P. Superior im Verein mit den beiden Jubilaren das Mittagessen aus. Es bestand zwar nur in Maisbrei, Bohnen und einem Stückchen Fleisch, war aber in den Augen der genügsamen Schwarzen ein fürstliches Essen. Alle ließen sich daselbe trefflich munden. Voll Freude traten sie hier-

Ein Muttergottesfest in der afrikanischen Mission.

Von Br. Cassian Zengel, R. M. M.

Triaschill. — Für den Katholiken ist jedes Muttergottesfest ein wahrer Freudentag. So fand ich es in der deutschen Heimat, so hier im fernen Afrika. Was

mich aber am meisten freut, ist die Wahrnehmung, daß auch unsere schwarzen Neuchristen Maria in Wahrheit als ihre Mutter verehren und ihr in kindlicher Liebe zugehen sind.

Als wir Brüder heute, am Feste Mariä-Verkündigung, unserer Gewohnheit gemäß um 3⁴⁵ Uhr uns erhoben und zur neuen Missionskirche emporstiegen, um da unser Morgengebet zu verrichten und das Officium zu beten, fanden wir schon ein Häuflein schwarzer Christen vor der Kirchentüre stehen. Es waren lauter Marienfinder; mitten in der Nacht waren sie über Berg und Tal hieher gekommen und harrten nun auf Einlaß. Ihnen folgten immer neue Scharen nach, so daß der Beichtstuhl von 4 Uhr morgens bis gegen 1¹/₂ 11 Uhr mittags von Beichtkindern umlagert war, und der Priester zweimal aufstehen mußte, um die heil. Kommunion zu spenden.

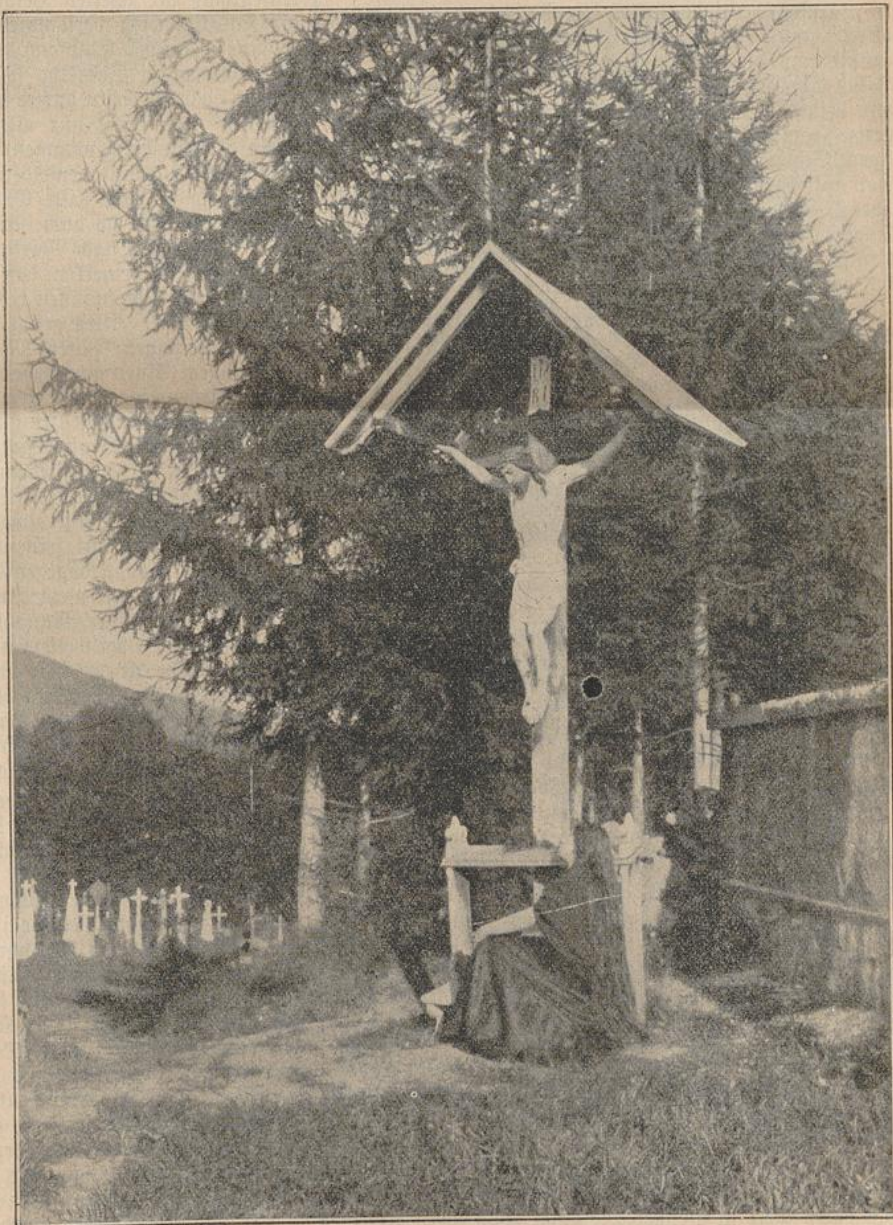
Wie bedauere ich an solchen Tagen, daß unser Hochw. Vater Superior für all diese Niesenarbeit dahier der einzige Priester ist. Es gebe da in der Tat Arbeit für drei bis vier junge, seeleneifrige Priester, zumal wenn man an die vielen Außenstationen denkt, die alle auch pastoriert sein wollen. Wenn uns die göttliche Vorsehung in Bälde wenigstens einen Priester senden wollte, so beten und flehen wir schon seit langer Zeit; leider bis zur Stunde ohne Erfolg.

Um halb 11 Uhr war Hochamt. Unsere Schwarzen sangen dabei aus voller Kehle in seliger Lust die schönsten Marienlieder, die sie nur wußten, und im Augenblicke der Kommunion naheten sie in langer, langer Reihe, in schönster, aufrechter Haltung, mit niedergeschlagenen Augen und schön vor der Brust gefalteten Händen dem Tische des Herrn. Fürwahr, ein Anblick, der auch die Engel im Himmel erfreuen muß. Ich wüßte wahrlich nicht, wie man die kirchlichen Festtage schöner und würdiger feiern könnte, als es diese schwarzen

Neuchristen tun. Und wieviel solch echter Katholiken ließen sich hier im Heidenlande gewinnen, wenn uns die nötige Zahl von Priestern und Katecheten zur Verfügung stände.

Die Mittagsstunde war schon überschritten, als endlich die schöne Feier vorüber war. Gegen drei Uhr Nachmittags durfte ich unsern Hochw. Vater Superior nach Bethlehem begleiten, das jenseits des dreizackigen Bergrückens liegt, von dem Triashill seinen Namen hat. Mit einem tüchtigen Knotenstock ausgerüstet, traten wir den Marsch an, denn die rauhen, steinigen Fußpfade lassen oft viel zu wünschen übrig, und stellenweise gibt es Sümpfe und Bäche zu überschreiten.

Unser Bethlehem weist gegenwärtig nur drei Hütten auf, deren Insassen aber schon alle getauft sind.



In banger Stunde.

Hier hatten sich vor 18 Jahren die ersten Trappisten niedergelassen. In einer Schlucht, unter freiem Himmel, hatte P. Giazinth † die erste hl. Messe dort gelesen; er und seine drei Brüder, die abwechselnd an schweren Fieberanfällen litten, mühten sich fast über ihre Kräfte ab, die Fundamente zu einer Missionsstation zu legen, doch schon nach acht Tagen wurde ihr Werk jählings unterbrochen. Die Eingebornen im ganzen Land standen gegen die Engländer auf; die Weißen, somit auch unsere Brüder, mußten sich eiligst flüchten, und somit blieb die Neugründung Triashill volle 12 Jahre hindurch unbelegt. Erst im Jahre 1908 wurde von Monte-Cassino aus das Missionswerk wieder aufgenommen, und hat seitdem einen hocherfreulichen Aufschwung genommen, so daß Triashill zu den hoffnungsreichsten aller unserer Missionsstationen zählt.

Unser heutiger Besuch in Bethlehem galt einer alten Frau. Beim Eintritt in ihre arme Hütte begrüßte uns die Kranke mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus“, — „in Ewigkeit. Amen“, antworteten wir beide. Der Priester besprengte die Frau und die ganze Familie mit Weihwasser und gab ihnen den heiligen Segen, den alle kniend empfingen. Die Hütte war auffallend rein und proper gehalten, doch herrschte überall die bitterste Armut, denn die Mutter war schon längere Zeit krank und vollständig arbeitsunfähig. Das kleinste Kind, das erst ein Jahr alt ist, saß jämmerlich gekleidet neben der Mutter und machte ein gar betrübtes Gesichtchen; ein sechsjähriges Bübchen lief mit einem zerrissenen Hemdchen herum, und die Mutter klagte, daß sie und ihre Kinder nichts zu essen hätten. Vater Superior versprach, durch die Schwester etwas Essen schicken zu wollen, tröstete die Kleinen und wußte alle neu aufzurichten. Der Hausherr bot uns zwei Klößchen zum Essen an und reichte mir einen gerösteten Maiskolben als Imbiß, den ich aber meiner schlechten Zähne wegen dankend ablehnen mußte. Als Ersatz gab es dann eine Prise Tabak, kräftig und scharf, wie man ihn nur hier in Südafrika findet. Solch' edle Gabe durfte ich nicht ausschlagen, sonst wäre es um unsere Freundschaft geschehen gewesen.

Hierauf nahmen wir wieder Abschied von den guten Leuten. Ihre Armut tut uns weh. Es ist doch wirklich ein rechtes Hungerland hier in Rhodesia; der Boden ist an sich steinig und arm, und der Regen kommt das eine Jahr zu früh, das andere zu spät und bleibt ein drittesmal ganz aus. Dieses Jahr hatten wir sehr viel Regen, allein er kam um viele Wochen zu spät. Man sieht Maisfelder, deren Stengel kaum einen Meter hoch sind, viele Stellen sind kahl und leer, oder weisen Stengelchen auf, die kaum fingerdick sind. Wie kann man da auf eine halbwegs ergiebige Ernte hoffen?

Es war schon ziemlich spät, als wir uns wieder der Missionsstation näherten. Da kam uns auf halbem Weg der schwarze Bürgermeister entgegen und ersuchte den Vater Missionär, sein Kind zu taufen; es sei krank, und er habe schon lange auf uns gewartet. Ich ging mit und sagte zu Vater Superior, als die hl. Handlung vorüber war: „Mein Vater, heute haben Sie wieder einen neuen Himmelsbürger gewonnen! Dem Himmel Seelen zu gewinnen, bleibt doch unser schönstes und verdienstlichstes Werk hienieden.“

Als wir endlich heim kamen, beteten die Schulkinder gerade den heiligen Rosenkranz für unsere Wohltäter. Ich hatte zwar in gleicher Meinung schon mein Rosenkränzlein gebetet, schloß mich aber dennoch mit Freuden

dem Gebet der Kinder an; so gab es an diesem schönen Muttergottesfeste der Rosenkränze zwei.

Segne uns, o Jungfrau rein,
Mit dem milden Kinde dein! Amen.

Von M. Einsiedeln nach „St. Barbara“.

Von Schw. M. Monika, C. P. S.

Mitten im schönen Maimonat traf mich vom Mutterhaus Mariannahill her die Aufforderung, so schnell wie möglich die Reise nach „St. Barbara“ in Rhodesia anzutreten. Das ist ein weiter Weg, denn „St. Barbara“ ist gegen 1500 Kilometer von Mariannahill entfernt, doch konnte ich ihn größtenteils zur See zurücklegen.

Im lieben M. Einsiedeln, das mir durch vielfährigen Aufenthalt zur zweiten Heimat geworden, waren eben die Katechumenen versammelt, um sich durch religiöse Übungen auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. Am kommenden Samstag sollte die schöne Feier stattfinden, doch bis dahin durfte ich meine Abreise nicht aufschieben. Ich hätte nur allzuerne Abschied von den guten Schwarzen genommen, denn es sind gar innige Bande, die uns mit denselben verbinden; doch um ihre Sammlung und die stille Einker ins eigene Ich nicht zu stören, mußte ich auch darauf verzichten. So reiste ich in aller Stille nach Mariannahill ab.

Möchte hier bemerken, daß unsere Einsiedler-Mission in den letzten Jahren einen recht erfreulichen Aufschwung genommen hat. Alles grünt und blüht, und berechtigt den seeleneifrigen Vater Missionär zu den schönsten Hoffnungen. Einen ganz besonderen Andrang zur katholischen Kirche zeigen die vielen ringsum wohnenden Protestanten. Ich schreibe dies unserer Patronin, der lieben Muttergottes von Einsiedeln zu, und wünsche nur, daß unser afrikanisches Einsiedeln dem europäischen mehr und mehr ähnlich werde. In materieller Beziehung gibt es allerdings kaum etwas Armseligeres als unser kleines Einsiedeln mit seinen baufälligen Lehmhütten, um so erfreulicher ist dagegen der erwähnte geistige Aufschwung. Wenn nur mehr Priester und Katecheten hier wären! Ein einziger Mann ist beim besten Willen all der vielen Arbeit bei weitem nicht gewachsen. Auch eine größere Kirche ist wirklich ein dringendes Bedürfnis. Will niemand ein Scherflein dazu beitragen? Ich dachte, die liebe Muttergottes von Einsiedeln würde es reichlich vergelten, und auch unsere braven Schwarzen würden fleißig für ihre Wohltäter beten.

Die nötigen Vorbereitungen in Mariannahill waren schnell getroffen. Die ehrw. Mutter Vikarin, die zum erstenmale ihre geistlichen Töchter in Rhodesia besuchen wollte, sollte mich begleiten. Da konnte es also nicht mehr fehlen. Dienstag Nachmittag fuhren wir nach der Hafenstadt Durban, Mittwoch früh ging das Schiff in See. So sah ich nach 15 Jahren das Meer wieder, das ich auf meiner Afrikareise so lieb gewonnen hatte. Das Schiff war deutsch, trug eine schwere Fracht, hatte aber nur wenig Passagiere. Der Kapitän, ein echter Bane, war recht besorgt um uns. Der gute Mann konnte jedoch gar nicht begreifen, wie man im Kloster glücklich sein könne. Wir Ordensleute fragen uns umgekehrt, wie es denn möglich sei, daß eines draußen in der falschen Welt den wahren Frieden finde.

Die See war ruhig. Bis Delagoa Bah oder Lorenzo Marquez verspürte man fast gar nichts von Wind und Wellen. Dann aber wurde das Meer unruhig, und auch mein Magen fing bald eine Rebellion an. Treue

Seelen in Mariannahill hatten mir gewünscht, ich möchte auf dem Meere alle „Bosheit“ ausbrechen. Das hab' ich auch redlich getan, aber nur einen Tag. Am Samstag war alles wieder ruhig, ich und das Meer. Die Mutter Vikarin aber hat sich von dem bißchen Sturm gar nicht anfechten lassen. Sie ist auf ihren vielen Fahrten schon längst seefest geworden, hat Schiffbruch, Sturm und Wetter, Schiffbrand, und weiß Gott was alles schon durchgemacht und ist daher an alles gewöhnt.

Am Sonntag früh lag unser Schiff vor Vera. Eine Schwester vom Orden der weißen Franziskanerinnen kam mit einem Boote zu uns heraus, denn das Schiff hatte draußen in der Rhede Anker geworfen. Sie nahm uns mit ans Land, besorgte auch alle unsere Sachen und führte uns ins Zollamt und dann zu sich ins Kloster, wo uns die guten Schwestern alle nur erdenkliche Gastfreundschaft erwiesen. Und so tun sie allen, die hier durchkommen. Wie viel Gotteslohn verdienen sie nur an unserer eigenen Missionsgenossenschaft! Der Herr möge ihnen denselben getreulich auszahlen! —

Am Montag Nachmittag fuhren wir mit der Bahn ins Innere. Anfangs gab's noch Palmen und anderes schmuckes Grün, dann kam eine endlose Wildnis mit einigen wenigen Haltestellen dazwischen. Der freundliche Kondukteur hatte uns ein eigenes Koupee angewiesen; mit Anbruch der Nacht machten wir uns bequem und richteten uns zum Schlafen ein, so gut es eben ging. Am nächsten Morgen sahen wir von unserm Zuge aus nichts als Steine, Steinberge und Steinschlösser. Je weiter wir kamen, desto steiniger wurde die Gegend. Ich dachte unwillkürlich an das Gedicht, in dem es heißt: „Viel Steine gab's und wenig Brot.“

Mittags 1 Uhr waren wir in Nujapi, wo uns ein Wagen von unserer Missionsstation Triashill erwartete. Zwei Esel zogen ihn mühsam durch den Sand. Die Straße war an sich ziemlich gut; doch auch hier gab es Steine über Steine. In der Ferne glaubten wir zuweilen eine Stadt zu sehen, doch als wir näher kamen, war es ein Steinhügel. Nur selten sahen wir auf der 9 Stunden langen Strecke eine menschliche Wohnung. Unser schwarzer Fuhrmann verstand zum Glück etwas Kaffrisch. Wir fragten ihn, wo denn hier die Leute seien. Er antwortete: „Sie sind da, es sind viele da“, doch das kam uns gerade so unbegreiflich vor, wie dem Herrn Kapitän das Glückseligkeit der Klosterleute. Wir konnten uns gar nicht denken, wovon denn die Leute in diesem Steinhaufen leben sollten.

Als es anfang, dunkel zu werden, lugte ich fleißig nach den Löwen aus, von denen ich soviel hatte erzählen hören, und dachte mir nebenbei auch einen Kriegsplan aus, wie ich den Feind empfangen würde. Neben mir lag eine Rolle im Wagen; die bekam er als erstes Wurfgeschloß an den Kopf und gab ihm schon etwas zu denken. In der Zwischenzeit wollte ich den Regenschirm anzünden; der hatte ein doppeltes Dach und gab gewiß ein mächtiges Feuer, das man ihm wie ein Rad gar bedrohlich um die Nase schwingen konnte! Dann, lieb Vaterland, magst ruhig sein! — Ueber diesen Plänen schlief ich ein und Löwe samt Rolle und Parapluie waren vergessen. Die Mutter wachte, der hl. Schutzengel gewiß auch, und der Löwe ließ sich aus Klugheitsgründen nicht sehen. —

Viertel vor elf Uhr in der Nacht kamen wir in Triashill an. Die guten Schwestern hatten noch auf uns gewartet. Zunächst ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, ein kleiner Imbiß, dann Ruhe.

Des andern Tags war Wittprozeßion; es war Vorabend von Christi Himmelfahrt. Darnach war die Trauung von sechs Brautpaaren. Da ging es arm her. Die Bräute waren gar schlicht und einfach, doch sauber gekleidet und hatten statt des Schleiers ein kleines Tüchlein auf dem Kopf. Ihr schönster und größter Schmuck war die Eingezogenheit und Frömmigkeit, die man ihnen vom Gesicht ablesen konnte. Von lärmenden Hochzeitsfeierlichkeiten wissen die guten Leuten nichts. Von der Mission bekommen sie an diesem Ehrentage etwas Besseres als gewöhnlich zu essen. Der Missionär ißt mit ihnen, und dann geht es dem neuen Heime zu.



Das Fegfeuer.

Nach der Trauung war eine heilige Messe. Wie staunte ich über die große Zahl der schwarzen Kommunikanten. So sei es, hörte ich, jeden Tag; besonders zahlreich aber kamen sie zur Herz-Jesu-Feyer jeden ersten Sonntag im Monat. Ich kann nicht sagen, wie mir das Herz aufjubilte, als ich dieses sah und hörte! Unsere geehrten Leser und Wohltäter mögen sich mit uns darüber freuen, denn die schöne hiesige Mission ist auch ihr Werk. „Ohne die Freigebigkeit und den Opferjinn unserer Wohltäter“, sagte jüngst unsere Schwester Oberin, „hätten wir längst von hier fortziehen müssen. Das arme Land, die hohe Fracht, Zölle usw. machen das Leben hier teuer“. Ich kann nur den Wunsch beifügen: Möchten uns doch unsere Freunde und Wohltäter treu bleiben. Jeder Pfennig, den sie für diese Mission opfern, bringt hundertfältige Frucht.

Große Freude herrschte in der ganzen Missions-

nation über die Ankunft der ehrw. Mutter Vikarin. Die Kinder hüpfen und sangen vor Freude und wollten kaum mehr vom Platze weichen. Schon solange hatten sie sich auf ihre Ankunft gefreut, und jetzt kam sie gar noch zur Jubiläumsfeier der beiden Brüder Cassian und Simon! —

Am Freitag ging Mutter Vikarin mit unserer Schwester Oberin nach „St. Barbara“, der bekannten Außenstation von Triashill, um sich das neue Schwesternklosterlein anzusehen. Sie fand alles recht gut. Bisher waren nur zeitweilig einige Schwestern dort gewesen; nun sollte ich mit Schwester Alfreda dauernd daselbst stationiert werden. Zunächst warteten wir noch die Jubiläumsfeier der genannten zwei Brüder ab, dann zogen wir Mittwoch, den 27. Mai, in aller Frühe hinüber. Einige Mädchen trugen unsere Päckchen, und als wir uns der Station näherten, kamen uns die Schulkinder von „St. Barbara“, muntere Lieder singend, entgegen. Auch viele erwachsene Christen waren da, und bei der hl. Messe gingen über hundert zur heiligen Kommunion.

Wie staunte ich über alles, was ich da sah? Bekanntlich hat Bruder Slavian mit den schwarzen Jungen alle Gebäude aufgeführt, Schule gehalten und mehrere Jahre hindurch als Katechet die Mission fast allein besorgt, bis endlich der Hochw. P. Ignatius von Triashill dauernd hieher kam. Auch dieser hat Arbeit in Hülle und Fülle, weil noch mehrere Außenstationen zu „St. Barbara“ gehören. An Sonntagen ist die Kirche voll von schwarzen Christen und Kommunikanten; jeden zweiten Sonntag wird die heilige Messe auf einer der größeren Außenstationen gelesen, wir selbst gehen dann zum Gottesdienst nach Triashill.

Voll Freude und heiliger Begeisterung fingen wir unsere Tätigkeit an. Schwester Alfreda, die schon früher viel in „St. Barbara“ ausgeholfen hatte, ererziert und drillt die Knaben und Mädchen, um sie zu guten Staats- und Himmelsbürgern zu erziehen, während ich selbst als Küchenmeisterin darauf sehen muß, daß sie hübsch bei Kräften bleibt und all das fertigbringt. Da steht man wieder einmal, wie notwendig im Kloster die Küche ist; ich möchte fast sagen, sie kommt bei der Frage der Erhaltung der Welt bald nach unserem lieben Herrgott, denn ohne sie müßte alles zugrunde gehen.

Es gefällt uns recht gut im neuen Heim, nur Eines tut uns weh: wir haben keine Weihnachtsgaben für unsere armen schwarzen Schulkinder. Weihnachten ohne ein Christgeheim, wie weh tut das! Ich habe noch nie in meinem Leben gebettelt und tue es auch heute nur sehr ungern, denn ich befürchte, es möchte sich mancher, der noch ärmer lebt, als wir, diesen schwarzen Kindern zuliebe einen Abbruch tun. Aber es gibt auch besser situierte Leute, die zugleich ein Herz für die Armen haben. An sie möchte ich mich in erster Linie wenden. Unsere schwarzen Kinder sind genügsam; mit wenigem kann man ihnen eine große Freude machen. Sehr willkommen sind uns immer Stoffe und Stoffreste, neue Kleidchen (alte kommen uns durch den Transport und den Zoll so teuer zu stehen, daß sich ihre Sendung nicht lohnt), Faden, Schul- und Spielsachen. Auch für Rosenkränze sind wir recht dankbar. Wir haben jüngst selber einige gemacht, doch fehlen uns dazu die Kreuzchen. Wer will uns helfen und den armen schwarzen Kindern eine rechte Weihnachtsfreude bereiten? Das liebe Christkind wird alles überreich vergelten!

Ein Besuch in „St. Ludger“.

Von Schw. M. Rudolphina, C. P. S.

Monte-Cassino. — „St. Ludger“ ist bekanntlich eine unserer Außenstationen und liegt in einem ausschließlich den Schwarzen reservierten Distrikt. Sie ist sieben Wegstunden von der Hauptstation Monte-Cassino entfernt; der Weg ist ziemlich gut und führt einsam zwischen den Bergen dahin, deren mächtige Felswände vielfach wie alte Burgruinen herunterblicken. Auch sind vier Wasserläufe zu passieren; von einer Brücke natürlich nirgends eine Rede. Zuweilen wird die Stille der Einöde durch ein aufscheuchtes Wild unterbrochen, das sehr zahlreich und in den mannigfachsten Arten vertreten ist. Auch Löwen gibt es hier, doch werden sie mit der europäischen Einwanderung immer seltener. Häufiger ist der Leopard; er macht oft die Wege unsicher und läßt sich auch zuweilen in der Nähe unserer Missionschule hören. Daß ihm ein Menschenleben zum Opfer fiel, habe ich noch nicht gehört, nur raubt er häufig Ziegen, Kinder usw. Nicht minder gefährlich sind die Krokodile, die am Flußufer, im hohen Schilf versteckt, auf ihre Beute lauern. Gerade der letzte Fluß auf dem Wege nach „St. Ludger“ soll ein wahres Krokodilneß sein. Die größten Spitzhüben aber sind die Affen. Sie sind überall daheim und stehlen, was sie nur erwischen können. Oft sieht man sie auf dem Feld ihrem unsauberen Handwerk nachgehen; zuweilen sitzt einer auch droben auf einer steilen Felswand und glockt herunter, als ob er trotzig fragen wollte: „Was hast denn du hier zu schaffen?“

Unsere Schule, nach europäischer Art im Bieder erbaut, ist ein armes Lehnhäuschen mit vier kleinen Fensteröffnungen. Die Fenster sucht man vergebens. Im Innern gibt's weder Tisch noch Bank; den einzigen Schmuck bietet neben ein paar Bildchen ein Feldtisch, der, so oft ein Priester hieher kommt, als Altar dienen muß. Der Hauptschmuck einer Schule jedoch ist da, nämlich brave, fleißige Schulkinder.

Bei unserm letzten Besuch in „St. Ludger“ luden uns die Kinder ein, mit in die nahe Schlucht hinunterzugehen. „Was gibt's denn dort?“ fragten wir verwundert. Die Antwort war: „Kommt und seht!“ — Neugierig schlossen wir uns ihnen an, und was fanden wir? Männer, Burschen, Weiber, Mädchen und Kinder, alle fleißig am Ziegelmachen. Etwa 7000 Ziegel hatten sie schon fertig; sie wollten es aber noch auf 20 000 bringen. „Wir machen Ziegel“, sagten sie, „holen aus dem Walde Bäume fürs Dach und schneiden Stroh, aber woher sollen wir Fenster und Türen nehmen? Da müßt Ihr helfen. Bauen können wir auch nicht, wir hoffen aber, der Pater Missionar werde uns einen Bruder schicken, der uns hilft. Wir wollen eine große, schöne Schule haben, die man zugleich als Kirche benutzen kann; Ihr aber müßt uns dabei helfen!“

Natürlich wollen wir den guten Leuten helfen, die einen so rührenden Eifer an den Tag legen, obgleich sie der Mehrzahl nach erst zu den Katechumenen zählen, also noch nicht getauft sind. Am liebsten würden wir ihnen auch importiertes Holz für den Dachstuhl geben, denn das hiesige taugt nicht viel, ist im Gegenteil schon nach drei bis vier Jahren ganz vom Wurm zerfressen. Leider ist hier wegen der Fracht das ausländische Holz sehr teuer. Fensterrahmen könnten wir noch eher liefern, obgleich auch hier ein Fenster mit sechs kleinen Scheiben auf 10 bis 12 M zu stehen kommt. Die neue Schule soll 8 Fenster bekommen, dann wären es aber schon

80 bis 100 M., die für diesen Zweck allein erforderlich wären.

Wer will ein kleines Scherflein dazu beitragen? Wer etwas geben für eine kleine Glocke? Bisher wurden zwei alte Pflugscharen aneinandergeschlagen, um die Leute zum Gottesdienst zu rufen. Das sollte doch in Bälde anders werden, denn diese Dinger hört man nicht weit. Wie schön wäre es, wenn ein geweihtes Glöcklein alle die Schwarzen, die in beträchtlicher Zahl in weitem Umkreis ihre Kraale haben, zum Gottesdienst ins neue Kirchlein rufen würde! An Paramenten und sonstigen Kirchensachen sind wir auch noch recht arm. Doch diesbezüglich getraue ich mir gar keine Bitte mehr zu stellen, um nicht gar zu unbescheiden zu werden.

Die Leute in „St. Ludger“ sind brav, kommen fleißig zum Unterricht und zur heiligen Messe und würden daher schon eine Unterstützung verdienen. Sogar zum Morgen- und Abendgebet versammeln sich die Näherwohnenden in der Schule, und an Sonntagen kommt alles zusammen, jung und alt, um hier zu beten, zu singen und das Wort Gottes zu hören. Heilige Messe dagegen ist nur ein- oder zweimal im Monat, denn die Zahl unserer Tagesschulen ist schon auf zehn gestiegen, und wir haben nur einen Priester. Den Unterricht dagegen besorgen vielfach schwarze Lehrer und Katecheten.

Jüngst hörten wir, es sei vom lieben Münsterlande her eine schöne Ludgers-Statue für hier unterwegs. Wird das eine Freude sein, wenn sie ankommt! Wir sagen schon heute unsern edlen Wohltätern unsern innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Kleine Missionsnachrichten.

Am 6. März, am Vorabend vom Feste des heiligen Thomas von Aquin, fand in Mariannhill die übliche St. Thomasfeier statt, die in recht würdiger Weise verlief. Unsere Theologiekandidaten führten ein ziemlich reiches Programm auf, in dem Gedichte, Musikvorträge, Gesänge und Reden in schöner Abwechslung folgten. Fr. Reginald behandelte das Thema: „St. Thomas und das eucharistische Officium“, während Fr. Hermann in seinem Vortrag die Stellung des hl. Thomas zur Mission besprach. Anknüpfend an diese Vorträge, ermahnte Professor Dr. Brommer die Kandidaten, immer treue Söhne des hl. Thomas zu bleiben und stets zu eifern für das eucharistische Werk, weil sie nur so den Segen des Himmels für sich und die Mission zu erwarten hätten.

In Gzenstschau gingen am Weissen Sonntag 180 schwarze Erstkommunikanten zum Tische des Herrn, und am 18. April wurden daselbst 200 Neuchristen vom Hochwürdigsten Abt Gerard gesirmt.

Auf unserer Missionsstation Revelaer vernichtete am 19. März ein dreiviertelstündiges Hagelwetter mit fast eigroßen Eisküßchen die ganze Obsternte. P. Eligius fügt bei: „Wir können nur mit Job sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit.“ An den Ostertagen war das dortige Missionskirchlein so gedrängt voll von schwarzen Kirchenbesuchern, daß viele keinen Platz mehr finden konnten, obgleich man alles Bewegliche aus dem Kirchlein hinausgeschafft hatte. Dieser Eifer der schwarzen Christen ist bei all unseren Heimsuchungen der beste Trost.

Am 30. April l. J. wurde in einer zur Missionsstation Gzenstschau gehörenden Außenschule bei River-

side, in der Amabaca-Reserve die erste hl. Messe gelesen, wozu sich etwa 300 Schwarze einfanden. Die vor einem Vierteljahre eröffnete Schule wird durchschnittlich von 50 Schülern besucht. Bald wird auf dem herrlich gelegenen Plätzchen eine Kapelle entstehen, für die eine reiche Dame eine ansehnliche Summe gestiftet hat.

Die freudigste Kunde aber ist die, daß in Mariannhill am Feste Peter und Paul sieben unserer Chorreligiösen aus den Händen des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delalle O. M. J. die Diakonatsweihe erhalten haben. Ihre Ordination zum Priestertum ist für die kommende Weihnachtszeit in Aussicht genommen. Wie sehnen sich unsere Missionare nach neuen Gehilfen im Weinberge des Herrn!

In Gnsiedeln wurden am 9. Mai 49 Katechumenen getauft. Unter ihnen befanden sich auch mehrere Protestanten, welche in die Mutterkirche aufgenommen wurden. Viele Heiden und Protestanten von nah und fern wohnten der schönen Feier, welche Hochw. P. Superior, P. Solanus, leitete, bei. Die Kapelle erwies sich bei dieser Gelegenheit wieder als viel zu klein.

Die Selbstheiligung ist die erste Pflicht auch für die Mitglieder einer Missionsgenossenschaft. Die Exerzitien für unsere Priester werden im August durch einen Redemptoristenpater von Pretoria, wo dieselben ein Klösterlein gegründet haben, abgehalten werden. Zur Abhaltung der diesjährigen Exerzitien für Brüder und Schwestern in Mariannhill und auf den Stationen ist einer unserer Patres vom Chrm. Vater Abt selbst bestimmt worden. Dieselben fanden bis jetzt statt in: Mariannhill vom 17. bis 23. Mai und vom 24. bis 30. Mai, St. Bernard-Gnsiedeln vom 1. bis 7. Juni, Revelaer vom 14. bis 20. Juni, Reichenau vom 21. bis 27. Juni, Clairvaux vom 5. bis 11. Juli, Telgte vom 19. bis 25. Juli. Die kleineren Stationen Citeaux und St. Augustin schlossen sich den benachbarten an.

In Mariannhill zelebrierte am hochheiligen Pfingstfest der Hochwürdigste Abt das Pontifikalamt mit großer Assistenz in der St. Josephskirche, dem die Klostergemeinden und eine große Anzahl eingeborener Christen bewohnten. Die Festpredigt hielt der Hochw. P. Albert Schwaiger.

Der Schwesternkonvent in Mariannhill erhält eine schon längst notwendige neue Kapelle. Man hofft, sie bis Weihnachten einweihen zu können.

In der Nähe von Mariathal bauen wir, wie schon in der Septembernummer erwähnt wurde, ein Sanatorium für unsere Missionschwestern als Erholungs- und Ruheplatz für erkrankte und ausgediente Schwestern. In ungefähr zwei Jahren soll dasselbe fertig sein.

In Capetown starb Ende Mai der apostolische Vikar von Kimberley, der Hochwürdigste Herr Bischof Gaughren. Der selig Verschiedene hatte sich zur Meeresküste begeben, um Heilung zu suchen. Er war der Nachfolger seines bischöflichen Bruders und gehörte gleich ihm der Kongregation der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis Mariae an. Zu verschiedenen Malen hat der Hochwürdigste Herr Mariannhill besucht, wo sein Besuch immer sehr angenehm war. R. I. P.!

In St. Bernard, einer unserer jüngsten Missionsstationen, wo ich am Dreifaltigkeitssonntag weilte, erbaute ich mich sehr an dem fleißigen Empfang der heiligen Kommunion seitens der schwarzen Christen. Viele der Stationsinsassen kommunizieren täglich und

am genannten Festtag, der zugleich Herz-Jesu-Sonntag war, empfing sozusagen die ganze Christengemeinde in der Früh- und Hochmesse den göttlichen Heiland im allerheiligsten Sakrament des Altars. — Leider ist der Raum, der jetzt als Kapelle dienen muß, viel zu klein, und die Gläubigen müssen ganz eng zusammenstehen, um der Hochmesse beizuwohnen. Die Hitze in dem engen Raum war so groß — trotzdem es Winter und ziemlich frisch ist — daß ich es in dem überfüllten Raum nicht aushalten konnte. — Bruder Garcia ist hier am Bau einer Schule beschäftigt, wobei schwarze Arbeiter ihn unterstützen.

Auf unserer Missionsstation Reichenau gingen heuer am Weißen Sonntag 27 Erstkommunikanten zum Tische des Herrn. Es waren nur Erwachsene und die Hälfte waren konvertierte Protestanten. Darunter befand sich auch der weit und breit bekannte Rassen doktor Paul Kfanyesi, der im Jahre 1913 mit seiner zahlreichen protestantischen Familie zu uns übergetreten und in Reichenau getauft worden war. Die schöne Feier war vom herrlichsten Wetter begünstigt.

Alle schreibkundigen Erstkommunikanten läßt Vater Superior alljährlich am Tage nach der Feier ihre inneren Eindrücke in einem sogenannten „Kommunion-Briefe“ niederschreiben. Bereits existiert eine stattliche Sammlung solcher Herzensergüsse mit manchen recht gemüts tiefen und rührenden Stellen. Die Briefe werden vom P. Missionar sorgfältig aufbewahrt und unter Umständen dem Schreiber zur heilsamen Erinnerung an den schönsten Tag seines Lebens zum Lesen gegeben.

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

14. Kapitel.

Genovefas Einzug in die Siegfrieds- burg.

Vater, Mutter und Sohn standen noch eine Weile vor dem Eingang der Höhle in seliger Rührung beisammen. Jetzt nahm der Graf, um seine Leute zu

rufen, sein silbernes Jagdhorn, das ihm an einer goldenen Kette zur Seite hing, und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen widerhallte. Schmerzreich, der in seinem Leben nichts solches gehört hatte, war hocherfreut über den wunderbaren Schall. Er wollte das Jagdhorn näher ansehen, fragte, aus was es gemacht sei und versuchte ebenfalls zu blasen, doch die Töne, die er hervorbrachte, klangen nicht sehr angenehm.

Der Graf stieß noch zwei- oder dreimal ins Horn und nun kamen auf den Schall die Ritter und Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erstaunten über die blasse, abgezehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt und über den schönen, blühenden Knaben, den er auf dem Arm hatte. Alles drängte sich neugierig herzu und schloß einen Kreis um ihn. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter und ihr, meine treuen Diener, seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin, und dieses hier ist mein Sohn, namens Schmerzreich!“

Wer beschreibt den Eindruck dieser Worte? Hundertfältige Ausrufe des Erstaunens und maßloser Verwunderung werden laut. „Gott im Himmel,“ riefen sie, „wie, das ist unsere gnädige Frau Gräfin? Hat man sie denn nicht hingerichtet? Ja, sie ist es wirklich, doch wie blaß und abgezehrt sieht sie doch aus! Und dies ist unser lieber junger Graf! O, der schöne, holde Knabe!“

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache von Genovefas Rettung und erteilte hierauf seine Befehle. Ein paar Reiter mußten sofort ins Schloß zurücksprennen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen und Anstalten zu ihrem Empfange zu treffen. Anderen befahl er, die Packpferde und die belasteten Maultiere herbeizuführen, wieder andere mußten Holz zusammentragen, Feuer anschüren und eine Mahlzeit bereiten. Er selbst öffnete das Gepäck, hüllte seine Gemahlin in seinen mit Pelz ausgeschlagenen Wintermantel und bereitete ihr in der Nähe des Feuers einen angenehmen Sitz.

Schmerzreich war anfangs etwas scheu und schüchtern vor der Menge Leute, unter denen er sich plötzlich befand, doch wurde er bald zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Unmasse von Dingen zum erstenmal in seinem Leben sah, hatte er gar viel zu fragen und zu erforchen; und die Bemerkungen des lebhaften Knaben kamen oft recht artig und drollig heraus. Am meisten staunte er über die Ritter, die zu Pferd ins Tal herin gekommen waren. Es ging ihm gerade so, wie jenen alten Völkern, die zum erstenmale einen Reiter erblickten. Er meinte, Mann und Roß seien zusammen ein Geschöpf. „Vater,“ rief er aus, „gibt es denn auch Menschen mit vier Füßen?“ Der Graf ließ ihm nur ein Pferd vorführen, von dem der Reiter abgestiegen war, und Schmerzreich fragte: „Vater, wo hast du denn diese Tiere gefangen? Solche gibt's bei uns im Walde nicht.“ Als er nun das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reich mit Gold verzierten Hängel im Maule des Pferdes bemerkte, rief er: „Ei, fressen denn diese Tiere Silber und Gold? Da fänden sie hierin im Walde allerdings wenig Futter.“ — Als das Feuer hoch emporloderte, stand er aufs neue erstaunt da und rief: „Mutter, haben die Menschen die Blicke aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O,“ fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete und seine wohlthätige Wärme



Das Eisene Kreuz 1813, ausgeführt nach dem Entwurfe Schintels. Die Gründung des Eisernen Kreuzes erfolgte am Geburtstage der Königin Louise am 10. März 1813.



Das Eisene Kreuz von 1870, gegründet a. 60. Todestage der Königin Louise am 19. Juli 1870.



Das Eisene Kreuz 1914. Die Erneuerung des vor 100 Jahren gegründeten Eisernen Kreuzes für den jetzigen Krieg gegen den Erbfeind erfolgte am 5. Aug. 1914.

empfang, „das ist also das Feuer! Fürwahr, eine überaus schöne, wunderbare Himmelsgabe! Du hast mir zwar schon davon gesagt, liebe Mutter, doch so schön hatte ich es mir nicht vorgestellt. Nicht wahr, wir hätten es diesen Winter gut brauchen können!“ — Bei der Mahlzeit zogen vor allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen goldgelben und purpurgestreiften Äpfeln und rief: „Vater, wird's denn bei dir nicht Winter, daß du so schöne, frische Äpfel mitbringst?“ Er getraute sich kaum davon zu essen. Es ist schade darum, meinte er, denn sie sind gar so schön. Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerksamkeit ein Glas, wagte kaum, es anzurühren und fragte dann endlich: „Wie, zerbricht es denn nicht? Ist es denn nicht aus

Genovesa darauf. Er selbst schlang sich auf sein Leispferd, nahm Schmerzenreich, der darüber erfreut war, zu sich auf das Pferd, und so zogen sie nun alle der Heimat zu.

(Schluß folgt.)

Gehet zu Joseph!

Ein Pfarrer schreibt: „Ein 9jähriges Mädchen war vom Arzt wegen Lungenverdichtung so viel wie aufgegeben. Auf meine Veranlassung hin hielten die Eltern mit dem Kinde Novenen zum hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung, und wurden erhört. Der Arzt, dem sie das Kind nachher zuführten, erklärte wiederholt, ein solcher Fall sei ihm in seiner ganzen Praxis



Genovesas Einzug in die Siegfriedsburg.

Es gemacht?“ — Als ihm ein Diener einen spiegelhellen, silbernen Teller hinreichte und er sein Bild darin erblickte, erschrak er anfangs nicht wenig; dann griff er behutsam hinter den Teller, um den Knaben anzufühlen, den er zu sehen glaubte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Knabe in dem dünnen Teller Platz finden könne. Besonders wunderte es ihn noch, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe auch so tat, und wenn er lächelte, der Knabe ihm auch freundlich zulächelte. So hatten alle Gäste an dem munteren Knaben tausend Freuden, und wurde namentlich von den Rittern und Knappen viel gelacht.

Nach einigen Stunden kam der Reiter mit Genovesas Kleidern zurück. Die Gräfin ging in die Höhle und hüllte sich unter innigem Dank gegen Gott in die neue Kleidung ein. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie als Andenken an ihre Leiden mit sich. Der Graf befahl, das sanfteste Maultier herbeizuführen und setzte

noch nicht vorgekommen. Die erfreuten Eltern sagten dem hl. Joseph öffentlich ihren innigsten Dank. Ein ähnlicher Fall ereignete sich bei einem mit 10 unermöglichten Kindern belasteten Familienvater. Er ist Grubenarbeiter, leidet an Schwindsucht und kann seit 20 Wochen nicht mehr arbeiten. In letzter Zeit ist jedoch nach vielen Gebeten zum hl. Joseph eine so auffallende Besserung eingetreten, daß gute Aussicht auf gänzliche Wiedergenesung vorhanden ist.

„Mein Kind, ein Mädchen von acht Jahren“, berichtet eine Mutter, „erkrankte schwer an Rippenfellentzündung, sowie an Magen- und Darmkatarrh, so daß der Arzt für ihr Leben fürchtete. In meiner Not hielt ich eine Novene zur lieben Muttergottes, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius mit dem Versprechen eines Missionsalmosens für die Heidenkinder. Nach wenigen Tagen besserte sich der Zustand des Kindes ganz auffallend und heute ist es wieder voll-

kommen gesund. Darum vielen Dank den oben genannten Heiligen! — Eine schwere Bauchfell- und Blinddarmentzündung warfen mich Ende Februar l. J. aufs Krankenlager und drohte meinen acht kleinen Kindern den Vater zu rauben. Meine Angehörigen sowohl als auch meine Schüler und deren Eltern beteten in jenen Tagen viel für mich, ließen auch hl. Messen für mich lesen und versprachen im Falle der Erhörnung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Unser Vertrauen wurde belohnt, bis Pfingsten fühlte ich mich wieder völlig hergestellt. Später trat ein unerwarteter Rückfall ein. Erneut flehten wir zur lieben Muttergottes und dem hl. Joseph und zwar mit Erfolg. Ich will aber diesmal nicht wie an Pfingsten zögern, sondern hiemit öffentlich den genannten großen Helfern in der Not meinen Dank bekunden."

"Unser jüngstes Kind erkrankte plötzlich an einem schweren mit Fieber verbundenen Halsleid. Ein Arzt war so schnell nicht zu haben und so betete ich in großer Angst die ganze Nacht hindurch zum hl. Joseph, er möge mir doch helfen. Schon am andern Morgen war mein Kind außer Gefahr. Zum Dank schicke ich 10 Mark für die Mission und 4 Mark zu einem Hochamt. Veröffentlichung war versprochen." — "Viele Monate hindurch hatte ich an einer schweren chronischen Krankheit zu leiden. Alle ärztlichen Mittel halfen nur vorübergehend. Da wandte ich mich an den lieben hl. Joseph und holt ihm und der lieben Muttergottes zu Ehren einige Novenen. Nicht vergebens, St. Joseph hat mir, wie schon früher so viele Male, geholfen. Ihm, dem mächtigen Helfer in allen Nöten, sei öffentlich Lob und Dank gesagt!" — "Tausend Dank dem hl. Joseph für seine auffallende Hilfe bei der schweren Erkrankung unseres Kindes!" Der Arzt selbst hielt es schon für verloren, wir aber nahmen unsere Zuflucht zum hl. Joseph, und hielten ihm zu Ehren mit dem Versprechen der Veröffentlichung im Vergißmeinnicht eine Novene. Am neunten Tag war unser Kind wieder gesund. Es drohte uns ferner ein Unglück im Stall; ich versprach eine hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph, und die Gefahr ging glücklich vorüber." — "Ich litt lange Zeit an einer Augenkrankheit. Obgleich ich eine der ersten Autoritäten Berlins aufsuchte, verschlimmerte sich mein Leiden ganz plötzlich. In der Angst, vollständig blind zu werden, bat ich den hl. Joseph und den hl. Antonius um ihre Fürbitte bei Gott. Tatsächlich besserte sich seitdem mein Zustand ganz auffallend. lege zum Dank ein kleines Missionsalmosen bei."

Anderer Berichte lauten: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Seelenleiden (eine gute Generalbeichte gab mir den vollen Frieden wieder), Dank für die Befreiung von einem schweren Gemütsleiden (30 Mark für ein Heidenkind nebst Tauffleid auf den Namen Sophie, Marie), für Hilfe in einem körperlichen Leiden (Missionsalmosen von 32 Mark), bei Brust- und Halsleiden, für Befreiung von Gewissensunruhen (10 Mk. Missionsalmosen und 2,50 Mk. Antoniusbrot), für ein gut bestandenes Examen und den glücklichen Ausgang einer difficulten Angelegenheit, für friedliche Schlichtung eines jahrelangen Gemeinbeanliegens, für Hilfe in einer Wohnungs-Angelegenheit, für schnelle Genesung von einer plötzlichen schweren Krankheit (5 Mk. Missionsalmosen), für guten Verkauf eines wertvollen Ausstattungs-möbels, für Hilfe bei Unglück im Stall (20 Mk. Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph), für glücklichen Ausgang einer Halsoperation (5 Mk. Missionsalmosen), für die Heilung von Rheumatismus usw.

Ende Februar l. J. erkrankte unser zweijähriges Kind an Lungen- und Luftröhrenentzündung. Wir fürchteten sehr für sein Leben, zumal, da auch der Arzt schon alle Hoffnung auf Wiedergenehung aufgegeben hatte. Angeregt durch die im Vergißmeinnicht veröffentlichten Gebetserhörungen, nahmen wir unsere Zuflucht zum hl. Joseph und zum hl. Antonius. Auffallend schnell trat eine Besserung ein, fünf Tage darauf konnte unser Kind schon das Bett verlassen und ist nun vollkommen gesund und munter. Als Dank legen wir 10 Mk. Missionsalmosen bei." — Vorigen Sommer erkrankte meine Freundin schwer an Gallensteinverhärtung. Eine Operation war schon angeordnet; wegen ihrer großen Schwäche war jedoch zu befürchten, daß sie solche nicht aushalten würde. In dieser Not versprach ich, zu Ehren des hl. Joseph mehrere Messen lesen zu lassen und ein Almosen für die Mission zu geben. Mein Vertrauen wurde glänzend belohnt; ohne die gefürchtete Operation trat im Befinden meiner Freundin Besserung ein und ist jetzt wieder gesund. Ich hatte Veröffentlichung versprochen, um dadurch das Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Joseph auch in anderen Vergißmeinnicht-Lesern zu wecken."

"Meine Schwester hatte sich durch geistige Ueberanstrengung ein schweres Nerven- und Gemütsleiden zugezogen. Alle angewandten Mittel blieben erfolglos. Die arme Kranke litt unsagbar und sehnte sich förmlich nach dem Tode. In dieser Bedrängnis nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph mit dem Versprechen, zu seiner Ehre ein Heidenkind taufen zu lassen. Und die Folge? — Wer heute meiner lieben Schwester ins kindliche heitere Auge schaut, kann es kaum glauben, daß die Arme vor einem Jahre dem Wahnsinn nahe war. Daß ich unserm Beschützer und Fürsprecher für solche Hilfe ewig dankbar sein werde, brauche ich wohl kaum zu beteuern." — "Eine Bekannte lebte schon lange Zeit mit ihrer Schwägerin in Feindschaft und glaubte, ihr nicht mehr verzeihen zu können, weshalb sie auch vom Empfange der hl. Sakramente fern blieb. All mein Zureden und auch das des Seelsorgers half nichts. Da empfahl ich diese Person dem hl. Joseph und munterte sie an, fleißig zum hl. Joseph zu beten, obgleich sie anfangs vom Beten nichts wissen wollte. Und siehe, was unmöglich schien, gelang. Sie besuchte ihre Schwägerin, söhnte sich mit ihr aus und ging an Ostern wieder zu den hl. Sakramenten. Das hat der hl. Joseph getan!"

"Durch Kündigung einer Hypothek gerieten wir in große Bedrängnis, denn wir konnten nirgends Geld auftreiben. Als wir uns aber an den hl. Joseph um Hilfe wandten, wurde die Kündigung wieder zurückgenommen, und damit war all unser Kummer behoben. Als Dank legen wir ein kleines Almosen für die armen Heidenkinder bei." — Ein Pfarrer schreibt: "Ich danke dem hl. Joseph herzlich für die Erhörnung einer Bitte für das Wohl meiner Pfarrei. Ich hatte zu seiner Ehre nebst besonderen Gebeten ein Missionsalmosen, sowie Veröffentlichung im Vergißmeinnicht und dessen Verbreitung versprochen." — Nahezu vier Jahre lang litt ich an entsetzlichen Kopfschmerzen. Alle Mittel, die ich anwandte, waren erfolglos. Da wandte ich mich an die schmerzhafteste Mutter Maria und versprach im Falle der Erhörnung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Schon acht Tage darauf fühlte ich mich wie neugeschaffen und kann nun mit Freuden meinen Berufsarbeiten nachgehen. Ein Missionsalmosen liegt bei."

Mein Sohn war stellenlos geworden und konnte trotz allen Suchens nichts Passendes mehr finden. Nun singen wir gemeinsam eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius von Padua an; ich meinerseits versprach im Falle der Erhörnung ein Missionsalmosen und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Tatsächlich bekam mein Sohn gerade am 9. Tage unserer Andacht eine Stelle, die er sofort antreten konnte. Ich sage hiemit den genannten beiden Heiligen öffentlich meinen innigsten Dank." — "Ich hatte eine schwere Augenentzündung infolge von Tränensack-Vereiterung. Der Augenarzt sagte, so ein Fall sei ihm in zehn Jahren nicht vorgekommen; trotz aller Mühe konnte er den Tränensack nicht entfernen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, und am andern Morgen gelang dem Arzt die Operation ganz gut. Ich hatte Veröffentlichung versprochen und lege aus Dank zu Ehren des hl. Joseph ein Missionsalmosen bei."

Ähnliche Berichte laufen Monat für Monat in unglaublicher Menge bei uns ein. Es ist uns beim besten Willen unmöglich, sie alle ins „Vergißmeinnicht“ aufzunehmen. Sie würden, selbst bei gedrängter Wiedergabe, das ganze Blättchen füllen. Daher müssen wir uns meistens mit der bloßen *O r t s a n g a b e* oder mit einer bloßen Andeutung des Übels, von dem nach Anrufung der Fürbitte des hl. Joseph eine Befreiung stattfand, begnügen. Für diesmal seien nur folgende Berichte erwähnt. „Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Halsleiden, für die Wiedererlangung der verlorenen Singstimme, für den glücklichen Verlauf einer lebensgefährlichen Operation, für die Befreiung vom Militärdienst (10 *M* Missionsalmosen), für ein passendes Unterkommen, für die Befreiung einer Mutter von heftigen Kopf- und Zahnschmerzen, für das Bestehen einer guten Prüfung und eine schöne Staatsanstellung (10 *M* für das Missionskräuslein „St. Alois“), für die Befreiung von heftigen Verletzungen gegen die Tugend der Keinheit, für Hilfe in großer Geldnot, für die Aufnahme eines Knaben in ein Missionskloster (7 *M* Almosen), für die Befreiung von einem Herzleiden, für Hilfe in einem Fußleiden, bei Unglücksfällen im Stall, für Befreiung von einem böartigen Hautausschlag, für eine passende Wohnung, für Hilfe bei einer Drüsenanschwellung, für die Befreiung eines Knaben von heftigen Krämpfen, für die auffallende Beschützung bei einem gefährlichen Sturze, für die Beilegung einer Feindschaft usw. usw.“

Drum, wer in Not ist, gehe vertrauensvoll zum hl. Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!

Das Röslein auf des Kindes Grab.

Ein Röslein blühte zart und rein,
So schmucl wie junge Röslein sind.
Da kam ein trautes Engelein
Und brach das holde Frühlingskind

Dem Himmel flogen beide zu.
Die welcke Hülle fiel herab
Und schläft nun hier in sanfter Ruh
Im Erdenchoß, im stillen Grab.

Des Rösleins heller Glanz doch glüht
Wie Sonnengold in Himmelshöhn.
Im Paradiesgarten blüht
Die reine Seele ewig schön. —

Da kommt der Frühling sanft und mild
Und stellt ein Röslein auf das Grab.
Es blüht, der Unschuld sinnig Bild,
Und ranft sich auf am Kreuzesstab.

Und wieder kommt das Engelein,
Mit ihm die Seele hell und schön.
Sie steigen in das Grab hinein
Und rufen freudig: „Aufersteh'n!“
Wilhelm Edelmann.

Höret den Ruf der armen Seelen!

Miseremini! Das ist der Ruf, der nun am Allerjeelentage viel tausend Herzen rings auf dem katholischen Erdenrund dem Mitleid und Erbarmen öffnet: „Miseremini!“ — Erbarmet Euch unser — Erbarmet Euch unser, wenigstens ihr unsere Freunde! Der Ruf dringt aus jener Stätte der Verbannung, in welcher die Seelen gehalten werden, welche, obwohl sie in der Gnade starben, doch nicht fähig waren, sofort ins himmlische Vaterhaus aufgenommen zu werden. Dort werden sie festgehalten, während die heftigste Sehnsucht sie zum Himmel zieht, und leiden von ihrer länger und länger unerfüllten Sehnsucht namenlose Qual, während die Trostlosigkeit ihrer Lage, die Unfähigkeit, ihre Säumnisse und Vergehungen selbst gut zu machen, die an ihnen sich vollziehenden Züchtigungen des Herrn ihr Leid und ihre Not aufs Aeußerste steigern. Und sie selbst können, so traurig auch ihr Los ist, zur Erleichterung oder Abkürzung nichts tun; all ihre Hilfe ruht in der Hand der Lebenden; diese können — nach dem geheimnisvollen Ratsschlusse Gottes — die züchtigende Hand des Herrn entwasfen, sie können durch ihr Gebet und durch ihre für die Seelen im Fegefeuer aufgeopfert guten Werke es dem Herrn ermöglichen, deren Leidenszeit abzukürzen, ihre Qualen zu lindern.

Was Wunder also, daß die Seelen im Fegefeuer auf diese ihre einzigen Helfer und Retter ihre Auge gerichtet halten und zu ihnen um Hilfe flehen. Je größer und hilfloser ihre Not, desto dringender, desto flehender, desto schreiender ihr Hilferuf: „Erbarmet Euch, erbarmet Euch unser!“ — O, wenn es möglich wäre, daß die armen Seelen das Verlangen ihres Herzens nach unserer Hilfe nach seiner ganzen Größe verlautbaren, wie erschütternd würde ihr Ruf sein!

Sollen sie vergeblich flehen! — O, nein! Die heilige Kirche ist tief gerührt und voll Mitleid und Erbarmen für die Not ihrer Kinder im Fegefeuer. Darum höret sie nicht auf, allimmerdar für sie zu flehen; täglich nimmt sie sich der armen Seelen an — in jeder heil. Messe, in den Tagzeiten in mancherlei Andachten, durch Zuwendung von Ablässen usw. Am Allerjeelentage aber sendet sie in ihrem ganzen weiten Bereiche ihre Priester in schwarzem Gewande an den Altar und ruft alle ihre Kinder auf, sich um dieselben zu versammeln, um für die Abgestorbenen zu beten; Allerjeelen ist der große Ketttag für die Seelen im Fegefeuer.

Auch wir schließen uns ihm an. Inniger noch wie sonst beten wir für die armen Seelen; aber zugleich erneuern wir uns an dem heilig ernstesten Tage in dem Eifer dieses Gebetes. Wer immer den Geist seiner heiligen Kirche in sich trägt, der ist, wie sie, von Liebe und Erbarmen für die armen Seelen befeelt und nimmt sich ihrer ohne Unterlaß an, indem er in all seinen Gebeten gern auch ihrer eingedenk ist, indem er heilige Messen für sie lesen läßt oder ihnen beivohnt, in dem er fromme

Andachten für sie macht, Ablässe für sie gewinnt, gute Werke und seine Leiden für sie aufopfert oder irgend ein Opfer für sie bringt. Wie groß wird daher der Dank der armen Seelen sein gegen die, von welchen sie Vinderung und Abkürzung ihrer Leiden erfahren!

Briefkasten.

Rheinbrühl: 50 Mk. erhalten.
C. G.: Für ein Heident. auf den Namen Maria 21 Mk. dtd. erhalten.
Bonn: 20 Mk. zur Ehre des hl. Antonius als Dank für gewährte Hilfe dtd. erhalten.
Essen: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe, Betrag erhalten.
Hartbeim: Betrag für ein Heident. „Joseph“ dtd. erhalten.
München, M. N.: Paket dtd. erhalten.
Reichenbach: Betrag dtd. erhalten.
Allen Wohltätern von Wondreb und Umgegend herzlichsten Dank für alles.
Bodum V.: Dank dem hl. Joseph für Erhörang in einer schweren Krankheit, 3 Mk. Almosen. Dem hl. Joseph und der allerfleißigsten Jungfrau Maria innigen Dank für erwiesene Hilfe in einem besonderen Anliegen, 3 Mk. Almosen.
Breslau: 40 Mk. zur Taufe zweier Heidentinder auf den Namen „Joseph“ und „Antonius“ als Dank für erlangte Hilfe in großer Geldnot erhalten.
N. N.: Almosen für den glücklichen Ausgang einer Sache dtd. erhalten.
Geiselhöring: Betrag für die Taufe zweier Heidentinder auf den Namen „Anna“ und „Juliana“ dtd. erhalten.
N. B.: 25 Mk. für 1 Heidentind dtd. erhalten. Heggelbach: Betrag für 1 Heidentind „Josef“ dtd. erhalten. A. M. S. in München: Betrag dtd. erhalten.
20 Doll. als Dankagung zu Ehren des hl. Joseph. Enid-Oklahoma.
11 Doll. für Loskauf zweier Heidentinder. Henry Buelt, Elgin-Rebr.
1 Doll. Almosen zu Ehren der hl. Familie. Mrs. S. M., Philadelphia-Pa.

Dankagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Aug. bis 15. Sept. l. J. zugesandt aus:
Brunn bei Buxterhausen (Doffe), Nicolai, D.-Schl., Spandau a. S., Hof, Nürnberg, Ralbitz, Oberkirchberg, Moosburg, Mengen, Stuttgart, Pipinsried, München, Lauterbach, Göppingen, Pöding, Uebersee, Mühlern, Buggendorf, Bach, Gumbelshausen, Schrobenshausen, Geiselhöring, St. Ludwig, Gerchsheim, Ottersweier, Wiesmühl, Wernarz, Hochhausen, Regensburg, Unterpleichfeld, Reichenbach, Fuchstadt, Günzach, Winn, Miesbach, Melchingen, Titting, Rogorz, Mainz, Breslau, Rhebe, Burgwalde, Waldmichelbach, Elz, Weisweiler, Kretter, Remagen, Essen, Gebinghofen, Polthausen, Köln-Mippes, Belen, Sterkrode, Lefenich, Godesberg, Saarwellingen, Kleinweiss, Lennep, Altenessen, Winden, Sierning, Neufkirchen a. Walde, Kreuz-Tirol, Stajerlat, Thantstetten, Neufkirchen a. Walde, Schwanberg, Raindorf, St. Martin a. Pötelbach, Freistadt-D.-De., St. Kathrein a. Hausstein, Neumarkt-Mühlkreis, Waldfkirchen-D.-De., Rainbach b. Freistadt, Hollenstein a. d. Pöbbs, Weiseritz-Böhmen, Steyr-D.-De., Ludwigst.-Mähren, Heiligenkreuz-N.-De., Kronburg-Tirol, Neliy-Destr.-Schl., Sierning-D.-De., Jungbuch-Böhmen, Weyer-D.-De., Kottenegg, Miffen, Wilhelmsburg, Westerrhausen, Gronau i. B., Lützelburg, Würzburg, Weismühle, Unterammergau, Augsburg, Maunheim, München, Delbühl, Chur, Wäidenbeuren, Landschut, Römershag, Groß-Road (England), Walterschofen, Wildpoldsried, Köhling, Ottmannshofen, Graz, Muggenturm, Judenburg, Pforsheim, Harjum, Fulda, Bbunn, Groß-Strehlitz, Untrasried, Kansas-City, Stuttgart, Sulmingen, Au, Appenzell, Aznach, Zürich, Muri, Großwangen, Garriebauhen, Krefeld, Gillingfeld, Dülmen, Wolfshbach, Neuwied, Ruchenheim, Mülheim a. Ruhr, Königs-winter, Waltringen, Calle, Schlebusch, Günnre, Mittel-Prabagen, Entrup, Bönzel, Birkesdorf, Bochum, Altermarkt, Calcar, Bizenhausen, Sperrhaus, Culental, Gauen, München, Frensdorf, Eberbach, Dingelstädt, Sulzemoos, Erzingen, Waldfkirchen, Birkenwald, Rauenberg, Krumbach, Augsburg, Dberstdorf, Kronach, Kufstein, Salzburg, Alberndorf, Steyr-

D.-De., Hohenems, Ruspöfnabach, Linz, Gorlice-Galizien, Vorderberg, Zelnitz a. d. Drau, Leoben, Graz 3mal, St. Peter a. Ottersbach, Ebensee-D.-De., Thantstetten, Türrau, Preding-Steiermark, Parichnitz 2mal, Wien, Jägerndorf, Jansbrud, Preding, Graz, Bzian, Krenghbach, Schaffern, Wenzell, St. Johann i. Sagautal, Graz, Linz 2mal, Weng b. Altmont, Brunn, Fischelsdorf-Steiermark, St. Jakob bei Völkermarkt, Weng b. Altheim, Murek, Altenberg b. Linz, Brunn, Groß St. Florian, Rösing-Brunn, Parichnitz, Salzburg, Ramingstein, Bereszo-Ungarn, Pottschach, Wien 2mal, Gaida-Böhmen, Wandans-Vorarlberg, Eggen, Baden, Loistorf, Steinen, Rüberwangen, Attinghausen, Affoltern, St. Gallen, Herisau, Bättwil, Goms, Schwyz, Basel.

Memento.

(Eingesandt vom 15. Aug. bis 15. Sept. l. J.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Juliana Egger, Hohenried. Herr Jäger, Schlier. Kreszenz Jöhler, Engenberg. Franz Lindmeier, München. Georg Dumschl, Penzance. Rosalia Strobl, Burmannsquid. Georg Weigel, Edeheim. Emilie Wilhelm, Kath. Kohler und Karolina Bruder, Seebach. Maria Vertolbi, Frankfurt a. M. Barbara Bösch, Unterpleichfeld. Heinrich Wolf, Seebach. Stefanie Jene, Erzingen. Johann Gager, Rordorf. Christina Burthard, Maria Anna Pfister und Josef Herlachner, Hestenthal. Josef Schenkel, Steinbach. Magdalena Vogt, Ulm. Hochw. a. Rat Joh. Nep. Mühlbauer, Regensburg. Elisabeth Haag, Reichenbach. Ed. Geier, Hochhausen. Kath. Bromberger, Kath. Geiger, Königsdorf. Maria Sitz, Unterwaldhausen. Eva Mark und Marg. Müller, Rosall. Ludwig Wolfrum, Wondreb. Johann Bäuml, Magerseuth. Karolina Weber, Oberörsbach. Anna Kling, Offenburg. Balthasar Mauerstetter, Dedenstodach. Georg Necht, Plattling. Kaplan Frey, Burmlingen. Paul Kleiner, Fr. a. D., Untermarchtal. Wiedmaier, Pfarrer a. D., Rottenburg. Elisabeth Guckler, Zusenhofen. Kreszenz Herz, Obergünzburg. Theresie Spitz, Kollnau. Eugen Launing, Dhrup. Sibilla Brester, Düsseldorf-Oberfassel. Hermann Kemper, Hörsten. Eva Zimmermann, Bradenich. Wilhelmine Taphorn, Dintlage. Theresia Schäfer, Essen (Ruhr). Adam Hubert Kraft, Gedenich. Frau Brand, Bergheim. Kath. Schneider, Laar. Josefina Faber, Guskirchen. Hubert Cornelius Grooten, Aachen. Adolf Meurer, Düsseldorf-Eller. Breuer, Köln. Thomas Neuser, Großbüllesheim. Anton Dalhaus, Seppentrade. Erzpriester Vinzenz Hübner, Pfarrer, Großschmunn. Maria Rübta, Pleß, D.-Schl. Alfred Pignier, Breslau. Gustav Rhomberg, Dornbirn. Josef Frieß, Wolfshberg, Steiermark. Maria Kammil, Wochheim-Feistritz. Franz Steinbrecher, Pöhra. N.-De. Maria Keiser, Brizen. Anna Alter, Brag. Ferdinand Torant, Wichehlab. Theresia Hofer, Kleinzell. Katharina Acher, Lambach. Maria Koberbold, St. Peter Asbang. Madmanij Perenez, Vegrad-Ungarn. Hochw. Jakob Mauerhofer, Brizen. Kathi Schedenberger, Gmunden. Johann Dürnberger, Steyr-D.-De. Luzia Scharf, Wimbberg-Kärnten. R. Fr. Severinus Schneider, Linz. Magdalena Murling, Maria-Kulm. Anna Mittermayer, Perienbeug. Anna Albrian, Groß-Florian. Franz Seiner, Groß-Sierning. Theresia und Joh. Bapt. Bauer, Ferd. und Magdalena Ehrenzeller, sämtl. von Derbüren. Franz Peter Berger, Caroll-Jowa. Carolina Testroot, Buffalo-N.-Y. Anna Streh, Rochester-N.-Y. Julia Frey u. Mikl. S. Meller, Cleveland-Ohio. Franz Fries, Oakville-Wis. Elizabeth Weiz, Dversville-Jowa. Katharina Specht, Pittsburg-Pa. Mary Kaiser, Cincinnati-Ohio. Anna Mangis, Pittsburg-Pa. Sebastian Kleefus, Detroit-Mich. Katharina Hoffmann, Gresham-Wis. Anna Hofmeister, Golden-Colo. Katharina Egel, Brooklyn-N.-Y. Magdal. Emmerich, Tiefenbach. Kresz. Burthard, Brookhauhen. Thella Goldbach, Dietges. Kalpar Imholz, Oberichmeien. Johann Zieher, Redarhausen. Frau Vierling, Wieblingen. Josef Etti, Unterendebach. Beno Meil, München. Marg. Luger, Dittenbrunn. Albert Haas, Sofie Hinterfeer, Stadthaus. Nikolaus Straub, Lorenz Wiest, Schwalldorf. Lorenz Lutter, Eichstätt. Josefina Oberbon, Valen. Kunig. Heinlein, Sigrisberg. Theres Schwär, St. Märgen. Im Krieg gefallen: Josef Geiger und Jakob Stör, Alsbieringen. Josef Red.

Redaktionschluss am 15. September 1914.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.